



Stadt
Schlieren

JAHRHEFT 2011

VEREINIGUNG
FÜR
HEIMATKUNDE
SCHLIEREN

ubi bene, ibi patria

GESCHICHTEN AUS
DER IMMIGRATION



SCHLIEREN

Bezirk Dietikon – Wappen: In Blau eine goldene Lilie.

Das Wappenbild erscheint erstmals im Jahre 1340 in einem Siegel der Meier von Schlieren. In Stumpfs Wap-penbuch steht die goldene Lilie auf blauem Grund als Wappen der „von Schlieren“. Auf dem mit 1695 da-tierten Urbar über die zu Schlieren gelegenen Güter des Spitals Zürich steht die goldene Lilie in einem ro-ten Feld, vielleicht in Anlehnung an das Wappen auf Hans Konrad Gygers Kantonskarte von 1667. Dass die Li-lie auch von der Dorfbevölkerung als Wappen anerkannt worden ist, bele-gen Steinhauerarbeiten an vier Dorf-

brunnen – von 1763, 1768, 1779 und 1925 –, ferner Windlichter aus den Jahren 1831 und 1870 sowie Stempel und Siegel der Gemeindebehörden des 19. Jahrhunderts.

In Stein gehauen findet sich das Wap-pen von Schlieren sodann auf dem 1778 gesetzten Grenzstein an der Grenze zwischen Schlieren, Altstet-ten, Uitikon und Urdorf. Mit Beschluss vom 7.7.1931 legte der Gemeinderat fest, dass künftig die goldene Lilie auf blauem Grund als Wappen von Schlie-ren zu gelten habe.



„Die Gemeindewappen des Kantons Zürich“ von Peter Ziegler (1977)
herausgegeben von der Antiquarischen Gesellschaft Zürich
Verlag Berichthaus Zürich

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:	Vereinigung für Heimatkunde Schlieren Stadt Schlieren, Arbeitsgruppe Ortsgeschichte
AUTOR:	Philipp Meier
REDAKTION:	Charly Mettier
LEKTORAT:	Peter Hubmann
SATZ/GESTALTUNG:	Mettier Werbung + Kommunikation, Urdorf
PRODUKTION:	Haderer Druck AG, Unterengstringen
AUFLAGE:	1'250 Exemplare

Ubi bene, ibi patria

Wo es mir gut geht, da ist meine Heimat

Der römische Dichter Cicero zitiert in seinen „tusculanae disputationes“ den sagenhaften griechischen Bo-genschützen Teukros aus dem tro-janischen Krieg. Er durfte nach dem Kampf nicht ins heimische Griechen-land zurückkehren und suchte sich, gezwungenermassen, eine neue Hei-mat auf Zypern. Gefragt, ob er denn seine Heimat nicht vermisse, soll er lakonisch erwidert haben, dass seine Heimat dort sei, wo es ihm gut gehe.

Was aber hat Cicero mit Schlieren zu tun? Und wie kommt dieses geflügel-te Wort in eines unserer Jahrhefte? Die Antwort liegt eigentlich auf der Hand.

Unsere Stadt ist landauf, landab be-kannt für den grossen Anteil an ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern. Das wird da und dort mit Stirnrunzeln vermerkt, aber diese Vielfalt ist auch eine Chance. Das darf man sagen, ohne sich dem Verdacht auszusetzen, die berüchtigte rosarote Brille zu tragen.

Natürlich holpert die Integration da und dort, wir tun uns (man denke an die Überfremdungs- oder an die Minarett-Initiativen) oft schwer mit Andersartigem. Oftmals ärgern wir uns über eine gewisse Frechheit und Arroganz Zugezogener. Wer aber, wie der Verfasser, mehr als 30 Jahre lang als Lehrer Kinder aus über 20 Natio-nen begleitet hat, der wird eben auch die erfreulichen Facetten der Integra-tion und deren Erfolge wahrnehmen.



Philipp Meier
Autor

Der erste Teil dieses Heftes enthält Informationen mit Zahlen und Rück-blicken. Im zweiten Teil folgen Berich-te von und über Menschen aus aller Welt, die bei uns in Schlieren „gelan-det“ sind.

Es gibt verschiedene Gründe und Schicksale, die diese Menschen in die Schweiz geführt haben. Es sind Menschen, die hier ein Stück Heimat gefunden haben und integriert sind, ohne ihre ursprüngliche Identität ver-leugnen zu wollen.

Durch die Geschichten dieser Men-schen bekommt die Weltgeschichte ein Gesicht.

Sie sind herzlich eingeladen, einige unserer Nachbarn mit ausländischen Wurzeln auf ihrem Weg zu begleiten.

Ich möchte an dieser Stelle all diesen Familien herzlich danken, die ihre Er-innerungen mit uns teilen. Sie sind eine Bereicherung für uns alle und es war mir eine grosse Freude, Einblick in deren Leben und Geschichte zu er-halten.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Inhalt	2
Von der Migration in der Schweiz	3
Von der Migration in Schlieren	7
Aus aller Welt	14
Jaime Baiges-Binder	16
Remo Barili	19
Georg und Renate Dickert-Kohl	22
Floriceia dos Santos Souza Ferreiros	27
Abdelmalek und Bernadette Hasbi	30
Susanne Hirsch	33
Willem den Hollander und Lian Oi den Hollander-Pang	36
Yong-Yao und Cui-Qizhuang Huang	39
Petar und Djuka Ilic	42
Dorothy Küffer-Benn	45
Ana und Ivica Matijasic	48
Claudia Meloni	50
Gladys Medina	53
Albert und Melanie Menozzi	56
Beena Pazhepurackel	59
Vivi Savoia-Larsen	61
Somasunderam und Suganthiny Navanesan	65
Sasa und Suncica Stajic	67
Bak-Lang und Eang Hak Ung	70
Juan Carlos Vega und Elanor Sinclair de Vega	74
Alberto Viera	77
Shuan Xiao und Wenyi Chen	79
Young-Sook Kim	82
bisher erschienene Jahrhefte	Innenseite Umschlag

Von der Migration in der Schweiz

Eine lange und manchmal leidvolle Geschichte

Unruhen, Kriege und wirtschaftliche Not in einem Gebiet der Erde können Bevölkerungs-Bewegungen auslösen, deren Auswirkungen wir dann im lokalen Rahmen von Schlieren spüren. Dieses Heft geht auf einige Verwerfungen der Weltgeschichte und deren Folgen ein.

Die Schweiz war bis zur Jahrhundertwende 1900 ein Auswanderungsland. Erst ab diesem Zeitpunkt wanderten für den Bahn- und Kraftwerkbau und andere Bereiche der fortschreitenden Industrialisierung mehr Ausländer ein als Schweizer emigrierten.

Liberaler Schweiz

Im Gegensatz zur Schweiz galten bis zum 19. Jahrhundert in den grossen Staaten Europas strenge Passgesetze. Allerdings standen diesen Gesetzen wenige Ordnungshüter gegenüber, welche die Vorschriften durchzusetzen vermochten.

Die Erklärung der Menschenrechte in Amerika und die Einflüsse der französischen Revolution in Europa förderten eine liberalere Auffassung der modernen Rechtsstaaten. Es entstand das Bewusstsein, dass die Menschen – gewissermassen völkerrechtlich – einen Anspruch auf internationale Freizügigkeit besitzen. Pässe hatte es ursprünglich für Waren gegeben (Kommerzpässe), solche für Personen wurden wahrgenommen als Symbol eines willkürlichen, bürokratischen Zwangsstaates.

Vom gesetzlichen Hintergrund her waren in der Schweiz bis 1876 die Kantone alleine zuständig für Einbürgerungen. Ausländische Staatsangehörige konnten sich aber in der Schweiz frei niederlassen und genossen eine weitgehende Berufsfreiheit. Die Einbürgerungspraxis hingegen war sehr streng. Der Bund konnte zudem seit 1848 Fremde, welche „die innere und äussere Sicherheit der Schweiz bedrohten“, ausweisen. Schon um 1900

strebte das eidgenössische Parlament eine Erleichterung der Einbürgerungsverfahren an, um die Ausländerinnen und Ausländer besser zu integrieren. Die Kantone stellten sich jedoch dagegen. Mit dem Bürgerrechtsgesetz von 1903 erhielt der Bund die Kompetenz, die Einbürgerungsgesuche zu prüfen.

Im Jahr 1917 gründete der Bundesrat die Fremdenpolizei, die neu über die Ein- und Ausreise sowie den Aufenthalt und die Niederlassung von Ausländerinnen und Ausländern mitbestimmte. Seit 1925 prüft die Fremdenpolizei (heute: Bundesamt für Zuwanderung, Integration und Auswanderung, IMES) neben den Gemeinden und den Kantonen alle Gesuche um das schweizerische Bürgerrecht. Die erste „Eidgenössische Passverordnung“, datiert vom 10. Dezember 1928, war Vorläuferin der Passverordnung vom 17. Juli 1959.

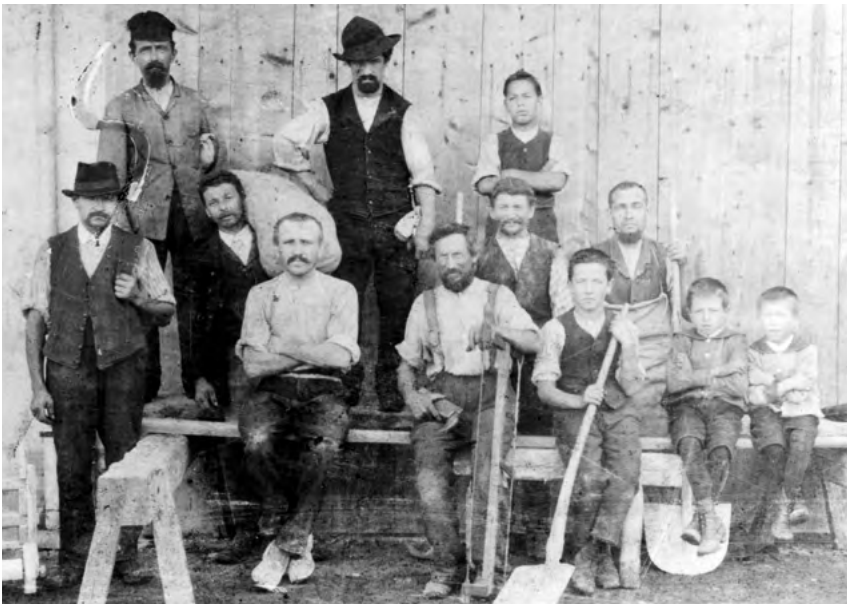
Der Bund nimmt das Heft in die Hand

1925 übertrug eine Volksabstimmung dem Bund die Zuständigkeit in der Ausländerpolitik. Auf der Grundlage

dieser Verfassungsänderung basierte das Gesetz über Aufenthalt und Niederlassung von Ausländern (ANAG) von 1931. Es wurde mehrfach geändert und den neuen Anforderungen angepasst. Auf den 1. Januar 2008 ist es durch das Ausländergesetz (Bundesgesetz vom 16. August 2005 über die Ausländerinnen und Ausländer) abgelöst worden.

Seit 1953 gilt das BÜG (Bürgerrechtsgesetz, Bundesgesetz über Erwerb und Verlust des Schweizer Bürgerrechts; diverse Ergänzungen bis 2005), welches gewisse Minimalanforderungen wie beispielsweise die Aufenthaltsdauer regelt. Wie das Prozedere in Schlieren umgesetzt wird, erklären wir im Kapitel „Schweizermacher“ (Seite 11).

Ein Wort noch zu den Grenzkontrollen und den benötigten Pässen. Zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Passfälschungen einfach zu realisieren, zumal Pässe bis in die 1850er-Jahre sowohl vom Herkunfts- als auch vom Zielland ausgestellt wurden.



Die Belegschaft der Firma Geistlich um 1900: Jeder Arbeiter (auch Kinder!) stolz mit dem zugehörigen Handwerkszeug.



Blick vom Schliererberg aufs (noch überschaubare) Dorf. Im Vordergrund das neu erbaute Grüne Schulhaus. Diese Aufnahme dürfte um 1903 entstanden sein.

Nach den europäischen Revolutionen im 19. Jahrhundert entwickelte sich im Rahmen des Liberalismus Opposition gegen den Passzwang. Daraus entstand der Passkartenverein. Durch den Passkartenverein waren beispielsweise in Österreich zwischen 1850 und 1865 die Passkontrollen an den Grenzen zu den Ländern des Deutschen Bundes und zu Italien schrittweise gefallen. Damit wurde bis zum Ersten Weltkrieg die passlose Grenzüberschreitung in grossen Teilen Europas möglich. Man kann also von einem Zeitalter der Freizügigkeit der Bewegung sprechen. Der moderne Schengen-Raum ist also nicht wirklich etwas Neues...

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 wurde der Zwang zum Ausweis, zum Pass und zu neu geschaffenen Identitätskarten schlagartig und machtvoll wieder eingeführt. Ergänzt wurden auf diesen neuen Pässen die schriftlichen Angaben zur Person durch das neue Medium Foto-

grafie. In der Schweiz war das Passwesen Sache der Kantone, bis der Bundesrat am 27. November 1915 die „Verordnung betreffend die Verwendung eines einheitlichen Passformulares“ erliess.

Migrations-Bewegungen

Die Schweiz profitierte im 16. und 17. Jahrhundert zum ersten Mal von einem Einwanderungsschub. Französische protestantische Glaubensflüchtlinge wurden (in erster Linie von den reformierten Kantonen) aufgenommen. Die Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes durch den französischen Sonnenkönig Louis XIV brachte Tausende verfolgter Hugenotten in die Schweiz. Das war der Anfang der Uhren- und Seidenindustrie, aber auch des Bankenplatzes, vor allem in der Westschweiz. Nach der Französischen Revolution 1789 flüchteten Tausende von Royalisten und Priestern in die Schweiz. Sie wurden hier (v.a. in Genf) grosszügig aufgenommen.

In den 1820er- und 1830er-Jahren nahmen die liberalen Kantone gegen den Druck verschiedener Staaten republikanisch gesinnte Flüchtlinge aus Frankreich, dem Piemont, Deutschland und Polen auf. Daneben galt unser Land als eines der ärmsten Länder Europas und war ein Migrationsland, in dem sich zwei Wanderungsströme kreuzten.

Rund 300'000 Schweizer Auswanderer von 1840 bis 1900

Zwischen 1840 und 1900 wanderten rund 300'000 Schweizer aus und gleichzeitig stieg die ausländische Wohnbevölkerung auf 300'000 Personen – eigentlich eine absurde Situation!

Die Ballung von immer mehr ausländischen Arbeitskräften in sämtlichen Industriegebieten der Schweiz hatte aber auch eine steigende Unzufriedenheit bei den Schweizer Arbeitnehmern zur Folge. Vor allem die Italiener, die damals von allen Immigranten-

gruppen am exotischsten erschienen, wurden häufig angefeindet. Ihnen wurde vorgeworfen, sie drückten die Löhne oder seien Streikbrecher. In den 1890er-Jahren kam es auf Berner und Zürcher Baustellen zu regelrechten Italienerjagden. In Zürich wurden gar während dreier Tage italienische Cafés und Restaurants geplündert. Die Italiener mussten sich in den Wäldern ausserhalb der Stadt verstecken. Manche kehrten verängstigt in ihre Heimat zurück.

Dennoch profitierte die Schweiz erneut von ausländischen Pionieren. Die Deutschen Henri Nestlé, Emil Georg Bührle, Walter Boveri, Karl Albrecht Wander, der Engländer Charles Brown, der Vorarlbergische Schuhfabrikant Bally, der Franzose Alexandre Clavel sowie der italienische Einwanderer Julius Maggi, um nur einige zu nennen.

Um die Jahrhundertwende 1900 wanderten erstmals mehr Menschen in die Schweiz ein als aus. Sie ersetzten die Ausgewanderten und genossen berufliche Mobilität und volle Niederlassungsfreiheit. Man schätzt, dass zwischen 1850 und 1880 etwa 105'000 Ausländer in die Schweiz kamen und nennt diese Zeitspanne die erste industrielle Revolution.

Der Eisenbahnbau und die Industrialisierung (die sogenannte zweite industrielle Revolution) beschäftigten vermehrt Ausländerinnen und Ausländer. Zwischen 1888 und 1910 kamen weitere rund 260'000 Personen in die Schweiz. Die allermeisten stammten aus den Nachbarländern, vorwiegend aus Italien. Viele von ihnen, vor allem unverheiratete norditalienische Arbeiterinnen, waren in streng geführten Heimen, so genannten „Industrieklöstern“, untergebracht.

Während und nach dem Ersten Weltkrieg sank der Ausländeranteil stark. Die Bewegungsfreiheit wurde aufge-

hoben. Die Behörden kontrollierten Einreise und Aufenthalt ausländischer Personen streng und erliessen Beschränkungen. Die wirtschaftliche Entwicklung von 1919 bis 1939 verlief moderat, Arbeitskräfte wurden nicht mehr im grossen Stil benötigt. Die Wirtschaftskrisen von 1920 bis 1922 und in den 1930er-Jahren liessen die Arbeitslosenzahlen in die Höhe schnellen. Neue gesetzliche Bestimmungen erlaubten es den Kantonen, die Niederlassung ausländischer Arbeitnehmer zu beschränken oder zu verbieten.



Das Gordon-Benet-Wettfliegen 1909 in Schlieren war ein Grossereignis (Postkarte 1909).

Ausländerinnen und Ausländer kamen aber nicht nur zum Arbeiten in die Schweiz: Insbesondere unsere Hochschulen, die als erste in Europa Frauen zum Studium zulassen, zogen viele ausländische Studierende an. Zeitweise waren kurz vor dem Ersten Weltkrieg an Schweizer Universitäten gar mehr ausländische als einheimische Studierende eingeschrieben.

Besonders bei Studentinnen aus dem Russischen Reich, die in ihrer Heimat nicht an den Universitäten studieren durften, waren die Schweizer Universitäten sehr beliebt. Auch die Kommunistin Rosa Luxemburg (1871 bis 1919) erwarb 1897 an der Universität Zürich einen Dokortitel in Volkswirtschaft. 1833, bei der Gründung der Universität Zürich, waren übrigens alle ordentlichen Professuren mit Deutschen besetzt worden – mangels einheimischen Personals!

Die Schweiz wird zum Einwanderungsland

Im 20. Jahrhundert aber wurde die Schweiz in mehreren Schüben definitiv ein Einwanderungsland. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Einwanderung stark reglementiert, eingeschränkt und versiegte praktisch vollständig: Die Einwanderungsbilanz war negativ.

Mit der Wirtschaftsblüte nach dem Zweiten Weltkrieg stieg der Bedarf an Arbeitskräften aber wieder massiv an. 1948 begann mit der Unterzeichnung eines Rekrutierungsabkommens zwischen der Schweiz und Italien eine Periode starker Zuwanderung zuerst von italienischen, später von spanischen, portugiesischen und jugoslawischen Staatsangehörigen. Im Wesentlichen handelte es sich dabei um eine temporär beabsichtigte Arbeitsmigration nach dem Rotationsprinzip. Saisonarbeiter durften sich während längstens neun Monaten pro Jahr in der Schweiz aufhalten und mussten nachher wieder ausreisen.

In der Politik galten Ausländer als „Konjunkturpuffer“, deren Zahl nach Bedarf gesteuert werden konnte. Ziel war eine Art „Rotationssystem“ zum Schutz vor Überfremdung. Saison-Arbeitskräfte erhielten den so genannten Ausweis A (vgl. Kasten unten).

Inhabern von B-Ausweisen (Jahresbewilligungen) wurde es möglichst schwer gemacht, die Bewilligung C (Aufenthaltsbewilligung) zu erhalten. Familiennachzug war erst nach Jahren und unter bestimmten Bedingungen erlaubt.

Zwischen 1951 und 1970 (Höhepunkt 1961/62) wanderten insgesamt 2'680'000 Personen als Jahresaufenthalter oder Niedergelassene ein; dazu wurden 3 Millionen Saisonierbewilligungen ausgestellt!

Überfremdungsängste wurden geweckt und geschürt
Diese Einwanderung war sehr umstritten. Während Industrie und Gewerbe auf die Arbeitskräfte angewiesen waren, befürchteten die Gewerkschaften, dass die tiefen Löhne der

Gastarbeiter die Löhne der Schweizer drücken könnten. Fremdenfeindliche Bewegungen, unvergessen die Nationale Aktion, reichten entsprechende Initiativen ein. Ab den 1960er-Jahren begann der Staat, in den Arbeitsmarkt einzugreifen. Unter anderem führte er Kontingente ein. Überfremdungsängste wurden wach und geschürt, die Einwanderung stark reduziert. In der Rezession um 1976 wurden 300'000 Stellen gestrichen und die Arbeitslosigkeit gewissermassen exportiert.

Hochkonjunktur bringt neue Welle
In der Hochkonjunktur nach 1986 kamen dann wieder vermehrt Ausländerinnen und Ausländer in die Schweiz und wurden so zum wichtigsten Faktor des schweizerischen Bevölkerungswachstums.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die Schweiz nach wie vor attraktiv: Die Immigration wird durch die Bilateralen Verträge mit der EU und den sogenannten „Freien Personenverkehr“ geregelt.

Seit 2007 gilt für die „EU der 17“ der freie Personenverkehr, für die „EU der 8“ (jüngste Mitglieder der EU im Osten) gelten noch Übergangsbestimmungen.

Ein offenes Land – in besonderen Situationen
Der Blick auf das Geschehen im Flüchtlings- und Asylbereich ist nicht Bestandteil dieses Jahrheftes. Trotzdem seien ein paar Zahlen in Erinnerung gerufen. Es zeichnet die Schweiz aus, dass sie ihre Tore in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts mehrmals sehr weit geöffnet hat:

1956: Ungarnkrise
ca. 14'000 Flüchtlinge aufgenommen

1963: Tibet-Aufstand
ca. 1'000 Flüchtlinge aufgenommen

1968: Prager Frühling
ca. 12'000 Flüchtlinge aufgenommen

1973: Sturz Allendes in Chile
ca. 1'600 Flüchtlinge aufgenommen

1979-1982: Kambodscha und Vietnam („Boat-People“)
ca. 12'000 Flüchtlinge aufgenommen

1981: Kriegerrecht in Polen
ca. 1'000 Flüchtlinge aufgenommen

1980: Bürgerkrieg in Sri Lanka
ca. 40'000 Flüchtlinge aufgenommen (teilweise vorübergehend)

1990-1998: Balkan-Bürgerkrieg
ca. 200'000 Flüchtlinge aufgenommen (teilweise vorübergehend)

Auf die allerneueste Einwanderungsbewegung nach dem Abschluss des Freizügigkeits-Abkommens mit den Staaten der Europäischen Union wird in diesem Heft nicht eingegangen.

Von der Migration in Schlieren

Die ausländische Bevölkerung prägt die Limmattstadt

Der Anteil der ausländischen Bevölkerung in Schlieren änderte sich im Lauf der letzten Jahrzehnte immer wieder, teilweise in Analogie zu den Zahlen in der Gesamtschweiz. Sie widerspiegeln manchmal auch die konjunkturellen Zyklen. Wir wollen an dieser Stelle nur einzelne Aspekte beleuchten.

Kostspieliger Aufschwung um die Jahrhundertwende 1900

Bis zum Jahr 1890 sind keine nach Schweizer/Ausländer aufgeschlüsselten Zahlen verfügbar. Man kann aber davon ausgehen, dass bis zur Volkszählung 1888 das Bauerndorf Schlieren praktisch keine „Fremden“ aufwies, obwohl 1869 die Leimfabrik Geistlich zugezogen war. Mit der Eröffnung des Gaswerks (1898) und der „Schweiz. Wagen- und Wagonsfabrik Geissberger“ (1896-99, mit bald 250 Angestellten und Arbeitern) änderte sich das massiv. Im Steuerregister von 1900 tauchten – bei 430 Steuerpflichtigen – plötzlich insgesamt 79 Ausländer

auf. Wer erwartet, dass das alles Italiener waren, täuscht sich: 51 waren dem Namen nach italienischstämmig; 28 kamen aus Deutschland!

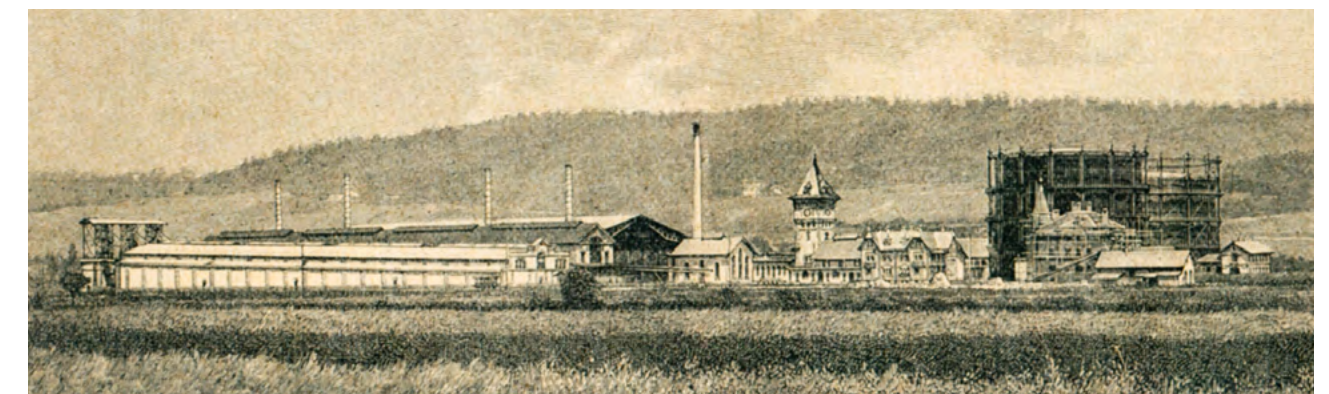
Das hatte grosse Umwälzungen zur Folge, und die „Fremden“ wurden wohl schon damals nicht überall gern gesehen. Waren bis anhin Landwirt, Tagelöhner, Knecht, Schlosser, Schneider, Bahnwärter, Küfer, Metzger, Bahnarbeiter, Wagner, Müller, Schuster und Schmied typische Berufe, so kamen um 1900 neu dazu: Akkordant, Handlanger, Heizer, Gipser, Säger, Mechaniker, Schweisser, Maler, Bäcker, Buchhalter, Kostgeber, Steinhauer, Lokomotivführer, Glaser, Maschinist, Polier, Bauführer, Magaziner, Zimmermeister, Kaufmann, Aufseher, Fuhrhalter, Gasmeister, Posthalter und mehrere Wirte.

Auch wegen der Limmattal-Strassenbahn kamen um 1910 noch einige Berufsgattungen dazu. Neu fand man

in Schlieren auch Techniker, Färber, Sprachlehrer, Sattler, Wagner, Tram-angestellte, Metalldreher, Schweisser, Lithographen, Geometer, Baumeister, Arbeitslehrerin, Feinmechaniker, Ingenieur...

Eine überschlagsmässige Berechnung ergibt, dass wiederum knapp die Hälfte der ausländischen Steuerpflichtigen aus Italien und fast ebenso viele aus Deutschland stammten. Hinzu kamen bereits einige Oesterreicher, die um eine „Toleranzbewilligung“ nachsuchten, da sie im Heimatland keinen Militärdienst leisten wollten (und diese Aufenthaltsbewilligung auch erhielten).

Gleichzeitig setzte eine rege Bautätigkeit ein. Die neuen Arbeiter brauchten Wohnungen, welche wiederum vor allem von Italienern gebaut wurden. Zeugen aus dieser Zeit sind beispielsweise einige Häuser an der Zürcherstrasse und der Römergasse.



Oben: Holzschnitt von A. Bachmann (1893): „Das neue städtische Gaswerk in Schlieren“



Links: Postkarte aus dem Jahr 1906

Viele Ausländer lebten nur vorübergehend hier und wurden in „Kosthäusern“ gepflegt und untergebracht. Das waren bescheidene Unterkünfte. Einheimische und Zugezogene vermieteten Zimmer und verköstigten die Arbeiter. Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass die ansässige Bevölkerung diese Entwicklung mit gemischten Gefühlen beobachtete.

Vergessen wir aber nicht: Es lag eine schwierige Zeit hinter den Schlieremern. Um 1890 war beispielsweise die Kindersterblichkeit noch unvorstellbar hoch. Im Kanton Zürich überlebte jedes sechste Kind das erste Lebensjahr nicht; wenn es „unehelich“ war, galt das sogar für jedes fünfte. Im Bezirk Zürich (Stadt und umliegenden Gemeinden, inbegriffen Schlieren) wanderten 30 Personen pro 10'000

Einwohner jährlich aus; die meisten nach Amerika (siehe auch Jahrheft 1992 „Ein Schlieremer erlebt Amerika“ von K. Scheitlin sel.).

Von der ansässigen Bevölkerung wurde dieser Aufschwung also wohl zum einen ersehnt und begrüsst, zum anderen aber wurden die Alt-Eingesessenen massiv herausgefordert:

- 1901 musste ein neues Schulhaus mit Turnhalle gebaut werden (Grabenstrasse, das „Grüne“). Der Kredit betrug rund 110'000 Franken, das war fast das doppelte damalige Jahresbudget der Gemeinde. Schon 1908 war es wieder zu klein, das alte (an der Badenerstrasse) musste wieder benützt werden, und Pläne für ein neues tauchten am Horizont auf (es wurde aber erst 1929 verwirklicht, das „Rote“).

- Die bestehende Wasserversorgung reichte nicht mehr aus. Die Mühleweierquellen im Lölimoos wurden 1901 gekauft und 1918 ein Grundwasserpumpwerk gebaut.
- Kataster- und Quartierpläne waren zu erstellen, zahlreiche Landverkäufe machten Neuanlagen von Strassen notwendig.
- Die Gasbeleuchtung im Dorf wurde 1899 eingeführt (ab 1916 elektrisch).
- 1908 wurde eine Kanalisation entlang der Hauptstrassen gebaut und 1910 eine (freiwillige) Kehrichtabfuhr eingerichtet.
- Strassenbenennungstafeln traten an die Stelle der Gebäudeversicherungsnummern.
- Eine Hebamme wurde angestellt, ein Schützenhaus gebaut.
- 1898 erwarb die Gemeinde Aktien der Limmattal-Strassenbahn, welche 1931 einging (und jetzt als Limmattal-

Bahn wieder am Horizont auftaucht) und der Gemeinde hohe Kosten bescherte.

- Ein neuer Friedhof wurde 1908 in der Kalchtharen eingerichtet.
- Die Gemeinde brauchte immer mehr Personal: Lehrer, Kanzlisten, einen Dorfpolizisten und Weibel sowie einen Laternenanzünder.
- Die Schulden aus der „Limmatcorrection“ drückten immer noch, siehe auch Jahrheft 2002.

Daneben gab es weiterhin das bäuerliche Schlieren: Eine „Rebenkommission“ bekämpfte den falschen Mehltau und die Reblaus und 1900 gab es noch 68 Stück Braun-, 86 Stück Fleckvieh und zwei Zuchtstiere im Dorf.

Das waren die manifesten, täglich sichtbaren Folgen der Umwälzung, und unsere Vorfahren haben sie weit-sichtig gemeistert: Man denke nur an die mutigen finanziellen Entscheide!

Stürmische Zeiten, wilder Westen und soziale Unruhe!

Die vielen Fremden brachten auch Unruhe ins beschauliche Dorf. Hier ein paar Musterchen aus behördlichen Unterlagen jener Zeit:

Gemeinderat Albert Meier, 1897 in der Gemeindeversammlung, zur Begründung der Anstellung eines Polizisten...
„Es hat eine grosse Anzahl Personen, sowohl aus dem In- als auch dem Auslande hier Wohnsitz genommen und ist nun leider zu konstatieren, dass unter denselben Elemente vorhanden, die sich gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit auflehnen, indem sie nicht nur schon wiederholt die nächtliche Ruhe gestört und Skandal verursacht, sondern auch von Schusswaffen Gebrauch gemacht haben.“

1898 beschliesst die Schlieremer Gemeindeversammlung...
„einen Flurhüter anzustellen, da in jüngster Zeit wiederholt Klagen über



Dieses „Landrecht“ wurde Albert Menozzi (Familiengeschichte ab Seite 56) im Jahr 1957 verliehen.

stattgehabte Diebstähle an Garten- und Feldfrüchten laut geworden sind.“

Im Jahr 1907 beschliesst die Gemeindeversammlung...

„wegen hetzerischer und aufrührerischer Schreibweise und Agitation gegen die bestehende Ordnung das ‘Volksrecht’ nicht zum obligatorischen Publikationsorgan zu machen, dies gegen den Antrag der „Socialdemokratischen Mitgliedschaft.“

1898 meldete der Gemeinderat an das Statthalteramt in Zürich, dass...

„Antonio S., Schuster, mit einer Louise W. im Konkubinat lebt. Dieser S. sei verheiratet und Vater von zwei Kindern, könne also eine Ehe mit der W. nicht eingehen. Die W. habe vor circa 3 Wochen geboren und Vater dieses Kindes eben dieser S.“

Das Statthalteramt bestimmte später, dass...

„die obgenannten Personen innert 14 Tagen das zwischen ihnen bestehende Konkubinatsverhältnis zu lösen und sich zu trennen haben“ unter Androhung der Überweisung an das Gericht.

1899 beschloss der Gemeinderat die Einführung der Polizeistunde...

„Angesichts der Tatsache, dass in Folge vermehrter industrieller Anlagen auf dem Territorium unserer Gemeinde die Zahl von Fremden (meistens deutscher und italienischer Herkunft) sich mehren und unter diesen sich eine Anzahl Elemente befinden, welche schon wiederholt in später Nacht in den Wirtschaften und auf den Strassen zu unerquicklichen Ruhestörungen, Raufereien und Händeln, verbunden mit Körperverletzungen Anlass gegeben.“

1902 wurde ein Einbürgerungsgesuch von der Bürgergemeinde abgelehnt, weil, wie der Gemeinderat meinte...

„von Seiten einiger früher aufgenommener Ausländer keine erfreulichen Erfahrungen gemacht wurden, d.h. weil solche bezüglich Lebensführung viel zu wünschen übrig gelassen haben.“

1899 schaffte der Gemeinderat dem Johannes Müller, Gemeindepolizist, einen Revolver mit Futteral an, in der...
„Meinung, dass derselbe für alle nachtheiligen Folgen, welche eventuell durch einen unbedachten Gebrauch der Waffe resultieren sollten, verantwortlich gemacht würde.“



Aquarell von Georg Dickert, der nach dem Zweiten Weltkrieg in russische Kriegsgefangenschaft geriet (Bericht ab Seite 22).

1899 veranstaltete ein Robert Brühlmann aus Baden-Württemberg... „eine Schiesserei auf dem Heimweg von der Station Urdorf“ und wird „wegen Gefährdung durch mehrere Revolverschüsse“ gebüsst.

Auch das neue Schulhaus war nicht allen heilig: 1902 wurde ein Joh. Martin Maag für seinen minderjährigen Sohn Hans, Zeichner, geb. 1886, gebüsst, denn „...Letzterer hatte abends auf gefährdende Weise mit einem Revolver von der Badenerstrasse ins neue Schulhaus geschossen und dabei zwei Fensterscheiben demoliert.“

Solche Meldungen und Bussen wegen Konkubinat, Nachtruhestörung, Anwesenheit ohne Abgabe der Papiere, „Thätlicher Beschimpfung der Polizei“, Holzfrevel (Einsammeln von Leseholz), unerlaubter Barackenwirtschaften, Tierquälerei (von Fuhrleuten), verpasster Maikäfersammlung usw. waren an der Tagesordnung; ebenso viele Bussen wegen „Überhöckelns“ in den Wirtschaften.

Nicht immer waren die braven Bürger alleine; manchmal war auch der Bock der Gärtner:

1901 büsste der Gemeinderat die Wirtin Anna Dölker, zum Frohsinn, weil „...sie während und nach dem Morgen-Gottesdienst in direkter Anwesenheit unseres Gemeindepolizisten Heinrich Meier den anwesenden Gästen zum Kegelschieben Vorschub machte“. Auch Polizist Meier wurde wegen „gröblicher Missachtung seiner Dienstpflichten“ gebüsst. Dieser Polizist Meier war erst im Vorjahr wegen seiner Referenz als „alt Stadtpolizist Zürich“ gewählt worden und daneben Laternenanzünder und Weibel.

So muss unseren Vorfahren vor hundert Jahren ihre Epoche als unruhig vorgekommen sein; sie werden auch

den „guten alten Zeiten“ nachgetrauert haben. Kommt uns das nicht irgendwie bekannt vor?

Darum noch ein Münsterchen, das wie ein fernes Echo aus gemütlicheren Tagen daherrollt: 1900 wurde Jacob Näf, Fuhrhalter und Wirth zum Löwen in Dietikon, haftbar für seinen Sohn Jac. Näf *1887, mit Polizeibusse bedacht, denn... „Fraglicher Knabe fuhr Nachts, ca. 12 Uhr, mit einem von 5 Pferden bespannten Wagen durch die Badenerstrasse in der Richtung nach Dietikon und zwar in vollständig schlafendem Zustande, so dass das Fuhrwerk vollständig dem Instinkte der Pferde überlassen war.“



Aber zitieren wir auch die mutigen Worte des Gemeindepräsidenten Johannes Wismer (Foto), der 1907 vor der Gemeindeversammlung die Situation in der Gemeinde wie folgt beschrieb: „Enorme Bauten, ja sogar kasernenartige Bauten sind erstellt worden. Wie sind in solchen Verhältnissen die sanitatischen Anlagen? Gleich Null! Sümpfe, Morast, Schlammwasser, üble krankheitserregende Dünste. In einer Gemeinde, wo die Kanalisation

erstellt wird, kann Ordnung und Reinlichkeit den Einzug halten, wo heute in vielen Quartieren Schlamm, Morast und üble Dünste vorherrschend sind, und der Krankheit Thür & Thor geöffnet ist.“ Damit hatte er Erfolg: Der Bau der Kanalisation wurde beschlossen.

Zwiespältige Entwicklung im 20. Jahrhundert

Noch 1902 hatte der Verkehrsverein Limmattal in seinem „Führer durch das zürcherische Limmattal“ geschrieben: „Von unsers schönen Schweizerlandes vielbewunderten Gegenden ist das Limmattal eine der anmutigsten.“

Das ist definitiv nicht mehr so: Das Limmattal hat sich wie Schlieren stürmisch entwickelt; die Städte Dietikon und Schlieren wurden zu typischen, fast gesichtslosen Agglomerationsgemeinden. Der Verkehr auf Autobahn und Staatsstrassen hat massiv zugenommen, der Rangierbahnhof, der Fluglärm und der steigende Ausländeranteil haben den Ruf des Tals geschädigt, man sprach da und dort vom Ruhrgebiet der Schweiz.

Es ist leicht erkennbar, dass auch die Veränderung der sozialen Zusammensetzung der Bevölkerung ab den 1970er-Jahren nicht erfreulich war: Das linksufrige Limmattal verlor an Attraktivität. Hinzu kam, dass gerade auch in Schlieren nur kleinere Wohnungen angeboten wurden, die den geänderten Ansprüchen weder in Bezug auf Komfort noch auf Lage gerecht wurden. Der Anteil an Ausländern stieg; auch in absoluten Zahlen nahm die Zahl der Schweizer ab, besonders in den letzten beiden Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts.

Der Entwicklungsschub seit 2005 unter dem Motto „Schlieren macht vorwärts“ stemmt sich dieser Entwicklung entgegen; die Zahlen ab 2009 geben zur Hoffnung Anlass, es könnte eine Trendwende einkehren. Zum ersten

Mal seit längerer Zeit ergab sich wieder eine Zunahme bei den Schweizer Zuzüglern. Vorher waren, überspitzt formuliert, die Schweizer weg- und viele Ausländer zugezogen. Das hat natürlich mit der starken Bautätigkeit zu tun, mit der verschiedene Gebiete im Zentrum, in der Goldschlägi und im Boden erschlossen wurden. Ob damit eine Trendwende eingeläutet worden ist, bleibt abzuwarten.

Zu erkennen ist auch, dass Schlieren wegen der ansässigen Industrie schon während des ganzen 20. Jahrhunderts für Zuwanderer attraktiv war. Man darf davon ausgehen, dass bis etwa 1980 vor allem die Arbeitsplätze der Firmen Geistlich, Wagonsfabrik, Färberei und Sibir die Ursache für diese umfangreichen Bewegungen waren. Nur schon während dieser Jahre spiegelt sich die wirtschaftliche Entwicklung in Kriegs-, Krisen- und Boomzeiten des letzten Jahrhunderts.

Von den Zugezogenen wechseln viele ihren Wohnort kurzfristig wieder; die Mobilität nimmt zu. Eine ganze Anzahl davon lässt sich aber dauerhaft nieder; viele erwerben das Schweizer Bürgerrecht, und deshalb wollen wir uns nun diesem Thema zuwenden.

Schweizermacher: Einbürgerung

Der Film „Die Schweizermacher“ von 1978 setzte sich – ausgerechnet während der Jahre der Überfremdungsinitiativen – in parodistischer Art mit der Problematik auseinander.

Kaum ein Thema ist in der Öffentlichkeit so umstritten wie die Einbürgerung. Aus der Sicht der einen wird der rote Pass fast verschenkt, während andere die Hürden für den Erwerb als viel zu hoch betrachten. Doch wie das Schweizer Bürgerrecht konkret erworben wird, wissen die wenigsten.

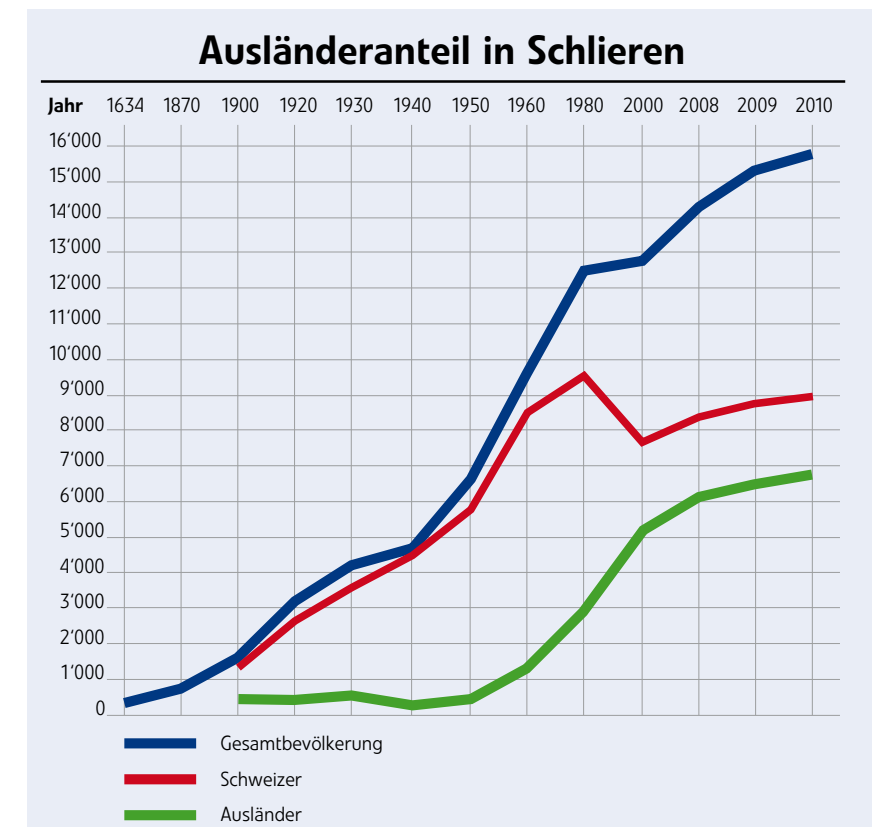
Beteiligt am Einbürgerungsverfahren sind Bund, Kanton und Gemeinden. Grundlage ist die Bürgerrechtsaufnah-

me in der Gemeinde. Auf allen drei Stufen gibt es Vorschriften: Das Bundesgesetz über Erwerb und Verlust des Schweizer Bürgerrechts verlangt von einbürgerungswilligen Personen im Wesentlichen Eingliederung in unsere Verhältnisse, Vertrautheit mit den Lebensgewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, Beachtung unserer Rechtsordnung und keine Gefährdung der inneren und äusseren Sicherheit der Schweiz. Ein Gesuch stellen kann, wer während zwölf Jahren in der Schweiz gewohnt hat. Das kantonale Gemeindegesetz schafft Erleichterungen für Personen, die in der Schweiz geboren sind, und für junge Erwachsene im Alter von 16 bis 25 Jahren, die hier die Schule besucht haben. Die kantonale Bürgerrechtsverordnung schreibt gezielte wirtschaftliche Verhältnisse sowie einen unbescholtenen Ruf vor. Die vom Parlament erlassene Einbürgerungsverordnung der Stadt Schlieren legt fest, dass Einbürgerungswillige vor der Aufnahme während mindes-

tens fünf Jahren ununterbrochen in Schlieren wohnen müssen. Entsprechend kompliziert sind die Abläufe. Neben der ordentlichen Einbürgerung gibt es eine erleichterte Einbürgerung für Ehegattinnen und Ehegatten von Personen mit Schweizer Bürgerrecht. Der Einfachheit halber beschränken wir uns in der Folge auf das ordentliche Einbürgerungsverfahren.

Ein Versuch, die Entwicklung in den letzten Jahren und Jahrzehnten zusammenzufassen, ergibt ungefähr folgendes Bild:

- Alle Vorschriften wurden wiederholt und zum Teil in einschneidender Weise geändert.
- Die Anforderungen sind über alles gesehen strenger geworden. Wurde früher die Eignung in einem mehr oder weniger formlosen Gespräch mit der Behörde geprüft, haben sich die Bewerberinnen und Bewerber seit einigen Jahren im Rahmen von so genannten standardisierten Standortbe-



stimmungen über die erforderlichen Kenntnisse auszuweisen. Nicht zuletzt soll damit eine objektivere Beurteilung erreicht werden.

- Die Rechtsstellung der Bewerberinnen und Bewerber hat sich verbessert. Bis 2003 wurden die Gesuche vom Parlament unter Ausschluss der Öffentlichkeit behandelt; sie konnten ohne Begründung abgelehnt werden. Seither gilt eine Begründungspflicht, und die Entscheidungen sind mit einer Rechtsmittelbelehrung zu versehen. Die Anfechtung bei den Oberinstanzen ist möglich.
- Über Jahrzehnte entschied die Bürgergemeindeversammlung nach den Anträgen des Bürgergemeinderates. In Schlieren lag die Zuständigkeit ab 1974 bei der Bürgerlichen Abteilung des Parlamentes und ab 2006 beim Gesamtparlament. Seit Frühjahr 2010 ist die neu geschaffene Bürgerrechtskommission für sämtliche Bürgerrechtsangelegenheiten zuständig. Sie zählt neun Mitglieder. Der Stadtpräsident/Die Stadtpräsidentin hat von Amtes wegen den Vorsitz, und die übrigen Mitglieder werden an der Urne gewählt.

In früheren Jahren verlangte sowohl der Kanton als auch die Gemeinde eine Einkaufsgebühr. Diese war abhängig von Wohnsitzdauer, Einkommen und Vermögen. Das war oft eine gewollt hohe Hürde und wurde unter anderem damit begründet, dass die neue Heimatgemeinde später eben auch im Falle von „Armengenössigkeit“ hätte einspringen müssen. Die Unterstützungspflicht ist schon lange von der Heimat- auf die Wohngemeinde übergegangen, und seit 2006 gibt es keine Einkaufssummen mehr, sondern nur noch kostendeckende Gebühren.

Bis in die 1970er-Jahre prüfte in Schlieren der Bürgergemeinderat die Eignung der Bewerberinnen und Bewerber in einem kurzen Gespräch. Waren die Akten in Ordnung, alle Anforderungen erfüllt und der Ein-

druck positiv, wurde der Gemeindeversammlung ein Antrag auf Einbürgerung gestellt. Ablehnende Anträge waren nur auf ausdrückliches Verlangen der Gesuchsteller weiterzuleiten.

Mit der neuen Kantonsverfassung 2005 wurden die bürgerlichen Organe aufgehoben. Die Behörden der politischen Gemeinden sind seit dem 1. Januar 2006 auch zuständig für Bürgerrechtsangelegenheiten. Nach den Bestimmungen der Verfassung wird ein neues Gesetz – das kantonale Bürgerrechtsgesetz – die Voraussetzungen für den Erwerb und Verlust des Kantons- und des Gemeindebürgerrechts abschliessend regeln. Gemein-despezifische Anforderungen wird es nicht mehr geben. Das Gesetz mit der Abkürzung KBÜG ist vom Kantonsrat an der Sitzung vom 22. November

2010 mit 116 zu 54 Stimmen verabschiedet worden. Die Schweizerische Volkspartei hat innert Frist ein Referendumsbegehren gestellt. Der im Kasten wiedergegebene Bericht des Tages-Anzeigers vom 25. Januar 2011 gibt Aufschluss über den Inhalt. Das letzte Wort wird also das Volk haben.

Wie läuft das Einbürgerungsverfahren heute ab? Geschildert wird der zum Zeitpunkt der Drucklegung dieses Buches geltende Ablauf.

Alle Gesuche werden beim Kanton eingereicht. Dort nimmt das Gemein-deamt eine erste Prüfung vor. Sind die Unterlagen in Ordnung und die Anforderungen von Bund und Kanton erfüllt, erfolgt die Weiterleitung an die zuständige Gemeinde. Die Gemeinden sind in erster Linie zuständig für die

Beurteilung der Integration. In Schlieren sichten als erstes Angestellte der Stadtkanzlei bzw. des Bürgerrechtssekretariates die Unterlagen, vergleichen sie mit den Registereinträgen und stellen fest, ob auch die kommunalen Anforderungen in formeller Hinsicht erfüllt sind. Unter anderem wird ein Auszug aus dem Strafregister und aus dem Betreibungsregister verlangt. Auch wird geprüft, ob die Gesuchsteller ihre Verpflichtungen gegenüber der Stadt erfüllen und ob insbesondere keine Steuerschulden vorhanden sind. Wenn alles in Ordnung ist, folgt die Einladung zu den Standortbestimmungen „Deutsch“ sowie „Gesellschaft“. Die Tests über die Kenntnisse der deutschen Sprache finden schriftlich auf Niveau A2, mündlich auf Niveau B1 des Europäischen Referenzrahmens statt und dauern

zusammen über 1 1/2 Stunden. Der Bereich „Gesellschaft“ umfasst einen umfangreichen Fragenkatalog (etwa 40 Seiten) zu Aufgaben- und Gewaltenteilung im Staat, zu den Staatsorganen, Rechten und Pflichten, Religion und Kultur, Wirtschaft, Schulwesen, Geschichte usw. Beide Tests werden durch eine für solche Aufgaben spezialisierte aussenstehende Firma professionell durchgeführt. Nach Bestehen dieser Tests erfolgt ein Gespräch mit einem Ausschuss der Bürgerrechtskommission und schliesslich der Entscheid über das Gesuch durch die Kommission.

Grundsätzlich gilt, dass jede Person einen selbständigen Anspruch auf Einbürgerung hat – dass dafür aber auch (z.B. in einer Familie) alle geprüft werden und alle die Voraussetzungen

erfüllen müssen. Es wird also nicht mehr so sein, dass z.B. der Ehemann hier recht gut integriert ist, während die Ehefrau kaum einige Brocken der deutschen Sprache versteht. Erwünscht ist, dass die Familien gemeinsam die Hürde nehmen können. Aber auch in diesem Punkt sind manchmal Ausnahmen nötig. Die Tests selbst werden nur auf Deutsch durchgeführt; es gibt Vorbereitungskurse und Unterlagen. Bekanntlich ist ja die Sprache der Schlüssel zur Integration.

Kommen wir zum Schluss noch zu einigen Zahlen. Seit Beginn der Professionalisierung, also seit Beginn der „Standortbestimmungen“ wurden in Schlieren jeweils etwa ein Drittel der Gesuche abgelehnt, weil die Gesuchsteller die Prüfungen nicht bestanden hatten. Hier die Zahlen der letzten Jahre – sie belegen, dass in Schlieren die Integration wirklich stattfindet. Jedes Jahr werden über 100 Personen eingebürgert, und man wird davon ausgehen dürfen, dass diese Menschen ihren Lebensmittelpunkt dauernd in der Schweiz sehen.

Einbürgerungen in Schlieren

Jahr	Gesuche Ausländer ¹	Einbürgerungen Ausländer ²	Einbürgerungen von Schweizern ²
1994	33	33	11
1995	37	43	10
1996	39	48	23
1997	61	61	8
1998	59	112	14
1999	67	82	2
2000	55	91	12
2001	55	101	1
2002	102	145	1
2003	132	135	1
2004	102	178	2
2005	127	243	662*
2006	119	77	2
2007	124	123	1
2008	99	158	0

Quelle: Geschäftsbericht der Stadt Schlieren

Die Zahlen aus der zweite Kolonne sind wegen vieler Pendenzen nicht direkt übertragbar auf die Zahlen der drittten Kolonne.

* Einbürgerungsaktion im Hinblick auf das Schlierefäscht 2005
¹ Anzahl Gesuche, nicht Personen
² Personen

Bürgerrecht: SVP setzt Urnengang durch

Zürich - Über das neue Bürgerrechtsgesetz gibt es eine Volksabstimmung. Das Gesetz war Ende Oktober 2010 im Kantonsrat mit einer Zweidrittelmehrheit gutgeheissen worden. Bei den Einbürgerungen sieht es im Vergleich mit der heutigen Praxis deutliche Verschärfungen vor. So müssen sich neu alle jungen Kandidaten einer Integrationsprüfung unterziehen. Zudem braucht es für die Einbürgerung einen C-Ausweis. Weiter wurde auch eine strengere Wohnsitzpflicht eingeführt.

Doch der SVP gehen die Verschärfungen zu wenig weit. Gestern hat sie ein konstruktives Referendum eingereicht, das von 7000 Personen unterzeichnet wurde. Darin fordert die Volkspartei nicht nur ein leeres Strafregister, sondern auch noch einen tadellosen Leumund. «Wir lehnen die Einbürgerung von Verbrechern ab», teilt die SVP mit. Sie wehre sich aber vor allem gegen den beschlossenen Rechtsanspruch auf Einbürgerung. Wenn ein Kandidat alle Bedingungen erfüllt, muss er künftig den Schweizer Pass erhalten. Es müsse den Stimmberechtigten freistehen, einen Kandidaten abzulehnen. (sch)

Unsere Nachbarn kommen aus aller Welt



Eine fast problemlose Integration

Eine Geschichte von drei Generationen

Jaime Baiges-Binder kam als kleines Kind in die Schweiz und hatte nie Probleme mit der Integration. Seit langer Zeit ist er Schweizer und fühlt sich auch so, ohne allerdings seine Wurzeln zu vergessen. Seine Eltern leben wieder in Spanien, doch sie denken gerne zurück an die Zeit in der Schweiz.



Familie
Baiges-Binder
Spanien

Der 1929 geborene Jaime Francisco Baiges Urgelles stammt aus Villanueva y la Geltru in Spanien. Dieses kleine Städtchen liegt etwa 30 Kilometer südwestlich von Barcelona am Mittelmeer. Dort wuchs er auf und konnte während sechs Jahren die Schule besuchen. Dann musste er die Schule abbrechen, weil seine Mutter Hilfe brauchte, um die Familie zu ernähren.

Der Vater von Jaime Francisco, er hiess Francisco Baiges, also der Grossvater von Jaime Baiges-Binder, sass im Gefängnis. Er war während des spanischen Bürgerkrieges (1936 bis 1939) aktiver Franco-Gegner. Nach dem Krieg wurde er zum Tode verurteilt. Nur dank Interventionen von Familie und Freunden wurde das Todesurteil in eine Gefängnisstrafe umgewandelt. Im Gefängnis verbrachte er acht Jahre, Franco-Gegner blieb er sein Leben lang.

Wegen der schlechten politischen und wirtschaftlichen Lage im Nachkriegs-Spanien war das Leben immer noch hart. Jaime Francisco Baiges hatte aber das Glück, bei einem Freund Arbeit zu finden und dort das Handwerk des Elektrikers zu erlernen.

1959 heiratete er Carmen Maria Igea Ribada. Sie lebte im Nachbardorf Sitges. Ihre Familie stammte ursprünglich aus Nordspanien und war durch die Wirren des Bürgerkrieges nach Sitges gekommen. Dort fand ihr Vater, Fortunato Igea, als gelernter Schuhmachermeister in der damals blühenden Schuhindustrie eine gute Anstellung. Nicht vorteilhaft war für die Familie, dass auch er ein aktiver Franco-Gegner war und sein Leben lang ein aktiver Gewerkschafter blieb.

Um seine Familie über die Runden zu bringen, musste Jaime Francisco

nun zwei bis drei Jobs gleichzeitig ausüben. Eine Schwester von Carmen Maria heiratete einen Österreicher. Dieser lebte in der Schweiz und arbeitete bei der Firma Schlatter AG als Betriebsleiter. Er erzählte Jaime Francisco von den Verdienstmöglichkeiten und den Lebensverhältnissen in der Schweiz. Der Schwager hatte nur Lob für die Schweiz, so dass bald der Auswanderungsgedanke bei Jaime aufkam.

An einem Samstag im Jahr 1960 fuhr Jaime Francisco mit dem Zug in die Schweiz, „für einige Jahre“, wie er damals dachte. Schlussendlich wurden es 35 Jahre! Er arbeitete bei der Firma Schlatter und wohnte zu Beginn in Urdorf. Eine schweizerisch anerkannte Ausbildung hatte er nicht und somit auch keine Beförderungschancen. Trotzdem liebte er seine Arbeit, bekam gute Zeugnisse und konnte somit auch in schlechten Zeiten die Stelle behalten.

Mit dem Ausweis B durfte er die Familie vorerst nicht nachziehen lassen. Erst ein halbes Jahr später folgte seine Frau Carmen Maria in die Schweiz. Sie arbeitete anfänglich als Schneiderin. 1963 erhielten beide die Niederlassungsbewilligung C, und der Sohn Jaime, welcher in der Zwischenzeit bei den Grosseltern in Sitges gelebt hatte, durfte einwandern. Diese Überbrückungszeit bei den Grosseltern war damals für viele Emigrantenkinder üblich.

Rückblickend werden die 1960er-Jahre von den Eltern Baiges in Anbetracht der Einwanderungswelle und



Die Grosseltern Fortunato Igea und Tomasa Igea Rivale, um 1973.

der aufkommenden Fremdenfeindlichkeit als eine schwierige Zeit bewertet. Am deutlichsten wurde dies bei der Wohnungssuche. Erfuhren die Vermieter, dass es sich beim Bewerber um einen Spanier handelte, war die Absage meist gewiss. Um 1966 zog die Familie nach Schlieren an die Nassackerstrasse 14, wo die Eltern bis zur ihrer endgültigen Rückkehr nach Sitges im Jahr 1995 blieben.

In dieser Zeit lernten die Eltern Baiges Ski fahren, der Vater (als ehemaliger Matrose der spanischen Kriegsmarine!) sogar schwimmen. Aber das Bemerkenswerteste: Sie lernten im katalanischen Verein in Zürich wieder perfekt katalanisch. Diese Sprache war während der Franco-Zeit verboten.

Noch heute loben die rückgewanderten Baiges die Schweiz in den höchsten Tönen, was die Re-Integration in Spanien nicht eben einfacher gemacht hat.

Der Sohn Jaime Francisco Baiges Igea, (Jahrgang 1960) war als 2-Jähriger in



Grossvater Francisco Baiges wurde im Bürgerkrieg zum Tode verurteilt, später aber begnadigt.

die Schweiz „nachgezogen“, sprach zu Hause spanisch und in seinem Quartier, dem Nassacker, natürlich Mundart. Es wurde ihm immer wieder versichert, was für ein Glück er hätte, zweisprachig aufzuwachsen. Als Legastheniker erlebte er selbst diesen Umstand als Nachteil.

Jaime erlebte die Integration als problemlos. Er hatte sogar den Eindruck, als Spanier einen Sonderstatus im positiven Sinne zu haben. Viele seiner schweizerischen Jugendfreunde kennt und schätzt er auch heute noch. Dafür ist er sehr dankbar. Rückblickend führt er die problemlose Integration darauf zurück, dass es für ihn eine Selbstverständlichkeit war, sich seiner Umgebung anzupassen. Nach diesem Motto lebte er in der Pfadi, der Jugendmusik und im Sport.

Dass Jaime mit 16 Jahren das Einbürgerungsgesuch stellte, war folgerichtig und auch auf den sanften Druck seiner Eltern zurück zu führen. Einige Jahre später folgte sein in der Schweiz geborener Bruder Javier (1966) seinem Beispiel. Die Eltern aber blieben



Jaime mit seinen Eltern in der Heimatstadt Sitges.

Spanier. Die erste Konsequenz der neuen Staatszugehörigkeit war, dass der Name auf Jaime Francisco Baiges gekürzt wurde...

Geprägt hat Jaime, dass seine Eltern bei allem Stolz und aller Liebe für ihr Heimatland Spanien bzw. Katalonien immer nur positiv, dankbar und mit Respekt über die Schweiz gesprochen haben. Schon als Junge war für Jaime klar, dass seine Familie anders als die Schweizer war. Aber das „Anderssein“ wurde nicht zelebriert.

Jaime Baiges-Binder fühlt sich als Schweizer, keine Frage. Aber natürlich sind die Wurzeln noch spürbar. Obschon die Katalanen in Spanien eher als introvertiert gelten (ausser wenn es um ihre Sprache oder den Fussball geht), wird Jaime bei seinen Schweizer Freunden oft als emotionaler Spanier betrachtet, während ihn seine katalanischen Verwandten eher als typischen, ruhigen Schweizer wahrnehmen.

Manchmal bedauert er ein bisschen, dass er seinerzeit das spanische Bür-



Dorf Sitges, um 1970

gerrecht abgeben musste, denn die Schweiz erlaubt das Doppelbürgerrecht ohne Einschränkungen erst seit dem 1. Januar 1992.

1988 heiratete Jaime Zita Binder, eine Schweizerin. Er lernte sie in der Stadtjugendmusik Schlieren kennen. Sie arbeitet als Pflegefachfrau HF (Kinderkrankenschwester) auf einer Neonatologie-Station.

Mit den drei Kindern Samuel, Dominik und Nicolas spricht man zu Hause nur schweizerdeutsch, um ihnen sprachliche Probleme zu ersparen. Heute sind die Eltern nicht mehr ganz sicher, ob dies der richtige Entscheid war.

Jaime schätzt das schweizerische Bildungssystem sehr und hat dieses auch genutzt. Er schaffte (trotz seiner Legasthenie) eine erfolgreiche Ausbildung: Volksschule mit Realschulab-

schluss; Lehre als Maschinenschlosser bei der Firma Schlatter; eidg. Matura Typus C, Studium der Elektrotechnik an der ETH; Nachdiplom Studium für Unternehmensführung an der HSG (Universität St. Gallen). Das Thema der Nachdiplomarbeit war übrigens „Produktionsstandort Schweiz“, denn er ist ein überzeugter Verfechter davon.

Suche nach den Wurzeln

Interessant ist, dass sich die drei Kinder trotz den spanischen Wurzeln väterlicherseits klar als Schweizer fühlen. Sie wollen aber ihre Abstammung nicht vergessen und beispielsweise ihr Spanisch nachträglich verbessern. Samuel hat als Vertiefungsfach in der Gewerbeschule das Thema „Drei Generationen“ gewählt und sich mit dem Thema der Integration im familiären Rahmen auseinandergesetzt. Für die Familie Baiges-Binder ist die Schweiz

Heimat. Jedes Mal, wenn sie aus dem Ausland wieder in die Schweiz kommen, freuen sie sich auf das Zuhause. Gibt es ein besseres Zeichen, um seine Heimat zu erkennen?

Für wen klopft das Herz beim Fussball-Länderspiel zwischen der Schweiz und Spanien? „Mögen die Besseren gewinnen, Hauptsache der FCZ wird Schweizermeister und Barcelona gewinnt die spanische Liga.“

Und vergessen wir nicht: Der FC Barcelona wurde von einem Schweizer gegründet!



oben:
Die Baiges-Männer vereint, mit Vater Jaime Francisco.



rechts:
Die Urgrosseltern Francisco und Subriats Baiges.

Zweisprachigkeit als grosser Vorteil

Remo Barili kam als junger Mann aus dem Südtirol in die Schweiz

Wer wie Remo Barili im Südtirol aufwächst, lernt von Kindsbeinen an zwei Sprachen. Eine Folge der Geschichte. Die heutige autonome Provinz Bozen-Südtirol (italienisch Provincia Autonoma di Bolzano – Alto Adige) war während langer Zeit ein unruhiges und umstrittenes Gebiet.



Remo Barili
Südtirol
Italien

Remo Barilis Grossvater, Bartl Hanny, leistete sowohl bei den Österreichern als auch bei den Italienern Dienst. Das Südtirol gehörte bis 1918 zu Österreich, wurde dann von italienischen Truppen besetzt und kam 1919 definitiv zum damaligen Königreich Italien – so war es von den Mächten der Entente während des Ersten Weltkrieges insgeheim vereinbart worden. Das Gebiet wurde nach dem Ersten Weltkrieg und dem Waffenstillstand im Vertrag von Saint-Germain Italien zugesprochen.

Nach vielen Jahren der Unruhe erhielt es auf internationalen Druck 1972 ein Autonomiestatut, welches ihm weitgehende Rechte in gewissen finanziellen, schulischen und gesetzgeberischen Bereichen gewährt.

Dieses Autonomiestatut führte zur Gleichberechtigung von Deutsch und Italienisch als Amtssprache, Familien- und Ortsnamen wurden wieder hergestellt und eine weitgehende Selbstverwaltung eingeführt. Dies alles trug dazu bei, dass das Südtirol heute eine blühende Provinz ist.

Remo Barili wuchs in Meran auf. Sein Vater, eigentlich aus Menaggio am Comersee stammend, machte dort seinen zweieinhalbjährigen Militärdienst und lernte seine Frau kennen. Die junge Familie wohnte mit etwa hundert weiteren Personen in einem ehemaligen Meraner Kloster. Remo durfte die deutschsprachigen Schulen besuchen („Italienisch lernst du zu Hause“, meinte der Vater), wuchs aber mit den vielen Kindern der Wohnsiedlung zweisprachig auf.

Auf den Spuren der Eltern

Um die Einwanderung von so genannten „Fremdarbeitern“ zu regeln, wurden nach dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise in den 1930er-Jahren Massnahmen zur Begrenzung der Einwanderung getroffen. Dazu gehörte auch das so genannte Saisonnier-Statut.

Die Familie von Remo Barili lebte genau nach diesem Statut: Die Eltern gingen „in die Saison“, wie man damals sagte. Vater Antonio übte seinen Traumberuf als Küchenchef in St. Moritz, Pontresina, München und vielen anderen Orten aus, Mutter Paula arbeitete als „Obersaaltöchter“. Am längsten blieb sie im Collina Hotel in Pontresina, wo sie während 25 Jahren tätig war. Als Saisonniers arbeiteten die Eltern von April bis Oktober (Sommersaison) und von Dezember

bis April (Wintersaison). Zwei Monate war dann die Familie beisammen; während der übrigen Zeit lebte Remo Barili, der das einzige Kind des Paares war, bei seinen Grosseltern.

Remo besuchte nach der Schule die Handelsschule und dann folgte die militärische Aushebung. Sechs Monate später hätte er seinen zweijährigen Militärdienst in Sizilien antreten müssen. Diese Zeit nutzte er, um sich in der Schweiz nach einer Stelle als Hotelpraktikant umzusehen. Er bewarb sich beim Baur au Lac in Zürich und wurde angestellt. Nicht zuletzt wegen seiner Zweisprachigkeit wurde er sehr gut aufgenommen, erst im Einkauf, dann im Personalbüro und Kontrollbüro. Der Personalchef machte ihn schliesslich darauf aufmerksam, dass er seinen Militärdienst aufschieben könne. Er dürfe allerdings nur maximal 30 Tage, und dies besuchsweise, nach Italien reisen und müsse zudem ein Formular des italienischen Konsulates ausfüllen.

Weinhändlerpatent in Wädenswil

So kam Remo Barili in die Schweiz und erhielt 10 Jahre später die militärische Entlassung, das provisorische „congedo“. Er bildete sich weiter, lernte französisch und wurde Hotelsekretär. Nach einigen Zwischenstationen übernahm er die Lagerbuchhaltung der Weinhandlung des Baur au Lac, obwohl er eigentlich noch keine grosse Ahnung von Wein hatte.

1979 machte Remo Barili das Weinhändler-Patent an der Obstbaufachschule Wädenswil. Damit war die weitere berufliche Entwicklung vor-





In den 1950er-Jahren in Meran: Remo Barili vor der Zenoburg, der Meraner Akropolis.

gezeichnet. 1974 lernte er im Büro des Baur au Lac seine spätere Ehefrau Susanne kennen. Sie stammt aus Herrliberg und ist gebürtige Appenzellerin. So wurde Remo Barili später stolzer Bürger von Gais, hat aber sein italienisches Bürgerrecht behalten, was seit etwa 15 Jahren möglich ist. Eine Rückkehr nach Italien war jetzt definitiv kein Thema mehr: Der Titel dieses Jahrheftes passte nun genau.

Der Weg nach Schlieren

Im Jahr 1974 gab es in der Schweiz noch das Konkubinatsverbot. Unverheiratete Paare durften nicht zusammenleben. Die Barilis suchten eine Wohnung in Zürich und vielen anderen Orten. Aber überall hiess es: „Ohne Trauschein: Nein!“ Die Ausnahme? In Schlieren, an der Zürcherstrasse. Die Heirat folgte später, im Jahr 1985.

Remo Barili engagierte sich recht bald in seiner neuen Heimat. Er wurde Präsident der ARLI (Associazione Recreativa Lavoratori Italiani), welche den vielen Arbeitern in Schlieren Frei-

zeitmöglichkeiten, aber auch Hilfe bei Behördengängen, Steuererklärungen und vielem mehr bot. Typisch für den guten Verlauf der Immigration ist, dass die ARLI sich vor einigen Jahren auflöste. Einerseits kehrten viele italienische „Wagianer“ 1984 in ihre Heimat zurück und zum anderen haben sich viele inzwischen in dritter Generation assimiliert.

Ebenso war da die Arbeit im „Comitato Genitori“, dem italienischen Elternverein. Es gab in den 1970er- und 80er-Jahren viele Missverständnisse und Probleme zwischen italienischen Eltern und der Schule, wo eine Vermittlung nötig war. Remo Barili erinnert sich sehr gern an Stadtpräsident Heiri Meier und Schulpräsident Kurt Frey, welche dem ARLI und Comitato gegenüber sehr aufgeschlossen waren und den Italienern das Gefühl gaben, hier in Schlieren zu Hause zu sein.

Daneben führte die italienische Kolonie Schlierens noch das „asilo“, den italienischen Kindergarten. Auch hier

engagierte Remo Barili sich. Ebenso bei den „Schlierefäschtern“ in den Jahren 1992, 1997, 2005 und natürlich auch wieder beim bevorstehenden im Jahr 2011.

Der Faustball und die Fasnacht

Kurze Zeit nachdem die Barilis in Schlieren angekommen waren, nahm Remo Kontakt mit der Männerriege des Turnvereins STV Schlieren auf und widmete sich darauf dem Faustball. Anfangs der Achtzigerjahre wurde er Nachfolger von Werner Brühwiler als Spielleiter und Trainer. Mit einer tollen Truppe wurden Turniere, Kantonale und Eidgenössische Turnfeste besucht. Damals spielten bereits drei Mannschaften erfolgreich in den regionalen Ligen mit. Einzelne Spieler nahmen ihre Söhne mit, diese wiederum ihre Freunde. So waren plötzlich viele Jugendliche und sogar Mädchen dabei. Das war unter dem Namen „Männerriege“ (Männer ab 30 Jahren) nicht mehr regelkonform. Darum gründete Remo Barili, zusammen mit anderen Spielern, die Faustballsektion STV

Schlieren. Im Jahre 1989 trennten sich die faustballspielenden Männer, samt Jugendlichen und Mädchen von der Männerriege und gründeten – immer noch unter dem STV Schlieren – eine eigene „Faustballsektion Schlieren“. Remo Barili verblieb im Vorstand, und zwar als Damen- und Jugendtrainer.

Der Aufschwung und Erfolg der Schlieremer Faustballsektion war gross. Besonders die Damenmannschaften waren bis heute mit total 13 Schweizermeistertiteln sehr erfolgreich. 1999 übernahm Remo Barili das Präsidium der Faustballsektion. Bis zu 16 Mannschaften bestritten die Schweizerische und Regionale Meisterschaft, darunter sechs Jugendmannschaften. Die Jugendtrainer gingen „unters Volk“: Einmal pro Jahr wurde auch in Turnstunden der Unterstufe den Kindern das Spiel näher gebracht. Heute zählt die Faustballsektion Schlieren mit über 140 aktiven Spielerinnen und Spielern zu den grössten Faustball-Vereinen der Schweiz; eine bunt zusammengewürfelte Truppe aus verschiedensten Nationen. Die Kinder haben viel weniger Berührungängste als die Erwachsenen.

Im Jahre 2008, nach 30 Jahren als Spielleiter, Trainer und Präsident zog sich Remo Barili von seinen „Ämtli“ zurück, ist jedoch weiterhin sportlich aktiv.

Remo Barili ist auch ein Fasnächtler. Im Hause Barili wurden mit Frau Susanne und Freunden oft Masken gebastelt. Als Gruppe nahm man – jedes Jahr mit neuem Sujet – sehr erfolgreich an verschiedenen Umzügen und Bällen teil. Zusammen mit der ARLI, dem Snow-Poppys-Verein und der Guggenmusik Limmatspatzen wurde der Schlieremer Fasnachts-Kinderumzug ins Leben gerufen mit anschliessendem Ball im Salmensaal respektive Stürmeierhuus. Leider lösten sich ARLI und die Guggenmusik auf, und das war, nach über zehn Jahren, das Ende der Fasnacht in Schlieren.

Der Traum vom eigenen Geschäft

Während der ganzen Zeit blieb beruflich die Idee der Selbstständigkeit wach. Zunächst aber kam der Bau der Baur-au-Lac-Weinhandlung in Urdorf, bedingt durch das immer grössere Geschäftsvolumen des Handels.

Die Chance kam spät, im Jahr 1992, mit immerhin schon 49 Jahren, wurde der Traum verwirklicht. Dafür setzte er sein Pensionkassen-Guthaben ein. Die erste Lokalität war in Oerlikon hinter dem Hallenstadion. Fünf Jahre später wurde das Ladengeschäft an der Schulstrasse 1 (ehemals Velogeschäft Tschopp) frei. Ein ideales Ladengeschäft, in dem er seither seine Weinhandlung führt. Remo Barili importiert nicht über die Grosshändler, sondern beschafft seine Weine meist selbst und hat gute Kontakte zu den Weinproduzenten. Er führt auch Exklusivitäten für seine Kundschaft, die zum Grossteil aus dem Limmattal stammt. Zu 95 Prozent sind das Privatpersonen, im Dezember (für die Weihnachtsgeschenke) auch Firmen. Daneben werden auch einige Restaurants beliefert.

Die Schlüssel zur Integration?

Natürlich hatte Remo Barili dank seiner Zweisprachigkeit keinerlei Probleme, sich zu integrieren. Er ging aber auch immer auf die Menschen zu, und das, so zeigt er sich überzeugt, sei auch in erster Linie Aufgabe des Gastes.

An der Schweiz schätzt er die Viersprachigkeit (auf die man stolz sein sollte) und die direkte – wenn auch manchmal etwas langsame – Demokratie. Ihn ärgert gelegentlich die leise Sturheit des Deutschschweizers, welche er in einer gewissen Ängstlichkeit begründet sieht.

Remo Barili nimmt am politischen Leben beider Länder immer und aktiv teil, geht an beiden Orten stimmen. Die Beziehungen nach Meran haben nachgelassen, er fährt öfter hin, aber nur noch in die Ferien. Bei einem Fussball-Länderspiel zwischen Italien und der Schweiz schlägt sein Herz aber immer noch für die Squadra.



Remo Barili wuchs bei seinen Grosseltern Paula und Bartl Hanny auf, weil seine Eltern als Saisonniers in der Gastronomie arbeiteten.

Ein Leben wie eine Geschichtsstunde

Das Ehepaar Dickert erlebte enorme Umbrüche in der Weltpolitik

Das Ehepaar Dickert betreut und füttert seit Jahr und Tag einige heimatlose Katzen im Boden-Quartier, bei den Schrebergärten. Die würden staunen, wenn sie wüssten, was für ein beeindruckendes und bedrückendes Schicksal ihre Wohltäter ins Limmattal gebracht hat.



Georg und
Renate
Dickert-Kohl
Ost-Deutschland

Wie sich das grosse Weltgeschehen auf das Leben Einzelner auswirken kann, zeigt die Geschichte der Familie Dickert. Sie hat Umbrüche miterlebt, die wir in unserer doch beschaulichen Schweiz glücklicherweise nur aus der Ferne miterleben mussten. Wenn hier nun über die Geschichte der ehemaligen deutschen Ostgebiete berichtet wird, so ist das notgedrungen nur ein kurzer Abriss. Wer sich für die Jahrhunderte dramatischer Wechselfälle des auch Masuren genannten Landes und das Schicksal seiner Menschen interessiert, dem sei hier Siegfried Lenz' Roman „Heimatismuseum“ empfohlen.

Georg Dickert wurde 1924 als Sohn eines Fliesenlegers und Ofenbauers in

Elbing geboren. Das ist eine ehemalige Hansestadt mit wechselhafter und reicher Geschichte seit dem Mittelalter. Sie hatte damals etwa 70'000 Einwohner und gehörte zum deutschen Freistaat Preussen, genauer zur Provinz Ostpreussen. Westpreussen hatte im Gefolge der Versailler Verträge 1918 an Polen abgetreten werden müssen. Die Fläche von Ostpreussen, komplett vom Mutterland abgetrennt, entsprach ungefähr derjenigen der Schweiz, Hauptstadt war Königsberg. Elbing selbst war eine blühende Stadt mit Werft, Lokomotiv-, Schokolade- und anderen Fabriken. Georg Dickert erinnert sich noch an ein internationales Pfadi-Jamboree 1937 anlässlich der 700-Jahrfeier der Stadt. Auch

Schweizer Pfadis waren am Umzug dabei – mit einem grossen Käse.

Jugend in der Nazi- und Kriegszeit

Georg Dickert hatte in den Schichau-Werken – das war unter anderem ein Rüstungsbetrieb, welcher Torpedoboote, Lokomotiven, Zerstörer usw. fertigte – die Lehre als Maschinenzeichner gemacht. Eine Lehrstelle bekam man nur, wenn man Mitglied der Hitlerjugend war. Bis zum Alter von 10 Jahren war man beim „Jungvolk“ oder beim „Bund deutscher Mädchen“. Diese Jugendorganisationen dienten der Vorbereitung für die spätere Einteilung bei der Armee (Heer, Luftwaffe oder Marine). So segelten die Jungen als vormilitärische Ausbildung am Wochenende mit Kuttern übers Haff.

Nach Abschluss der Lehre musste er 1942 als 17-jähriger Jüngling zur Grundausbildung bei der Kriegsmarine nach Wesermünde bei Bremerhaven einrücken. Ihm wurde versprochen, später kostenlos die Ingenieurschule in Königsberg besuchen zu dürfen. „Nach siegreicher Beendigung des Krieges“, wie es damals vollmundig hiess. Es folgte der Marschbefehl nach Sassnitz auf der Insel Rügen und die erste Kommandierung nach Amsterdam auf die Schiffe „Celebes“ und „Sumatra“. Das waren zwar Handelsschiffe, aber es war vorgeschrieben, dass auch auf solchen ein kleiner Anteil militärischer Besatzung mitfuhr.

Die beiden Schiffe hätten eigentlich nach Japan fahren sollen, aber die Führung sah ein, dass sie nie dorthin gelangen würden. Das nächste Kommando führte Georg Dickert nach Es-



Vor dem Zweiten Weltkrieg wurden Lebensmittel mit dem Pferdewagen in die umliegenden Dörfer gebracht.



Eines der typischen Gartenfeste in Ammendorf im Jahre 1927. Rechts unten (mit Hund) Martha Kohl, die Mutter von Renate Dickert-Kohl.

bjerg im besetzten Dänemark. Er tat Dienst auf einer Hafenschutz- und Minensuchflottille. Das war harte Arbeit entlang der Küste auf umgebauten Fischerbooten, bei jedem Wetter, mit schwerem Gerät.

Vom Heimaturlaub in die Kriegsgefangenschaft

Heimaturlaub bekam man nur alle zwei Jahre, und ausgerechnet als sich im bitterkalten Januar 1945 Georg Dickert auf Heimaturlaub in Elbing befand, starteten die Russen ihre Grossoffensive gegen Westen. Sein Vater (Jahrgang 1890!) war noch auf Ende des Jahres 1944 zum Volkssturm eingezogen worden, so waren nur noch die Mutter und die Schwester da. Es war die letzte ruhige Weihnachtszeit. Der Ring um die Stadt wurde immer enger, unter dem Dauerbeschuss fielen viele. Die Mutter und die Schwester blieben in der Stadt und erlitten das grausame Schicksal aller Zivilisten in eroberten Städten. Der Vater von Renate Dickert musste für die russischen Sieger Brot backen. Im Jahre 1947 starb, gezeichnet, die Mutter von Georg Dicker. Einige Elbinger hatten in den grossen, tragischen

Flüchtlingstrecks über das gefrorene frische Haff nach Norddeutschland fliehen können. Von zweieinhalb Millionen Ostpreussen waren zwei Millionen auf der Flucht. 60 Prozent der Stadt (mehr als 5'000 Häuser) wurden zerstört. Die Stadt kam im März unter polnische Verwaltung. Seitdem heisst sie Elbląg. Die verbliebene deutsche Bevölkerung, etwa 300'000 Personen, wurde nach Westen vertrieben, das deutsche Erbe getilgt.

Georg Dickert selbst konnte nicht mehr zu seiner Einheit zurück und musste sich auf Befehl einer Heeresstreife (genannt „Kettenhunde“) bei einem Verband melden. Er traf seinen ehemaligen Lehrer, welcher bei einer Artillerie-Einheit Dienst tat und schloss sich ihm an. Hinter einem Panzer, gemeinsam mit Zivilisten, versuchte die zusammengewürfelte Gruppe einen Durchbruch durch die russischen Linien und schaffte ihn auch – teils schwimmend, teils im Ponton über den fast gefrorenen Elbing-Fluss. Aber es war eine Flucht von einem Kessel zum nächsten. Denn um den russischen Vormarsch zu stoppen, hatten die deutschen Truppen den Weichsel-

damm geöffnet, und so wurde der Verband auf der entstehenden Insel zwischen Danzig und Elbing eingeschlossen.

Am 9. Mai 1945 geriet Georg Dickert in russische Kriegsgefangenschaft. Mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands war der Krieg einen Tag zuvor beendet worden. Mit Georg Dickert mussten 3'000 Soldaten in die Gefangenschaft nach Osten.

Das erste Jahr war sehr hart und entbehrungsreich. Allein der Hinweg war grausam: Es ging zunächst etwa 100 Kilometer zu Fuss bis Braunsberg (heute polnisch Braniewo). Wer nicht mithalten konnte, wurde erschossen. Dort warteten die Gefangenen auf einer Wiese. Unterernährt, wie sie waren, wurde zum Schluss selbst das Gras gegessen. Wertsachen wurden den Gefangenen abgenommen. Einen Ring versteckte Georg Dickert zeitweise unter der Zunge und konnte ihn so retten. Dann folgte die schlimmste Tortur: Der 14-tägige Transport in Viehwagons mit einem Loch für die Notdurft; die Ernährung bestand ausschliesslich aus Brot und Wasser.

Schliesslich, in Uljanowsk an der Wolga (die Stadt hatte den Namen nach Lenins Tod so erhalten), mussten die deutschen Kriegsgefangenen ihre Baracken für das Lager 215 bauen. In einer solchen Unterkunft lebten etwa 300 Männer. Sie litten an Unterernährung. Der Menüplan bestand aus Kohlsuppe, trockenem Brot und Kascha (ein Buchweizenbrei). Viele verhungerten. Dazu kamen extreme klimatische Bedingungen. Im Sommer war es tropisch heiss, im Winter eiskalt (bis -47 Grad). Einen gewissen Schutz gegen die Kälte boten leere Zementsäcke, welche die Gefangenen von der Arbeit mitnahmen und in die sie nachts die Füsse steckten. Die Soldaten hatten Zwangsarbeit für eine Lastwagenfabrik zu leisten. Einige versuchten zu flüchten, was aber keinem einzigen gelang. Wer es trotzdem versuchte, wurde erschossen. Im übrigen war das Lager-Regime hart, aber die Gefangenen wurden nicht geschlagen. Sie wurden immer

wieder untersucht, weil den Mitgliedern der Waffen-SS die Blutgruppe eintätowiert worden war. Bei Entdeckung der SS-Vergangenheit drohten weitere zehn Jahre Haft.

In dieser Zeit kam Georg Dickert seine künstlerische und zeichnerische Begabung zu Gute. Die Russen hatten durch einen Mitgefangenen erfahren, dass er talentiert war. So hatte er kleine Portraits zu malen (beispielsweise nach Photos von gefallen Soldaten), was ihm einige Privilegien bescherte. Während der ganzen vier Jahre seiner Kriegsgefangenschaft gab es nur zwei Mal die Gelegenheit, seinen Verwandten in der Heimat über das Rote Kreuz eine Karte zu schicken. So erfuhr er, dass seine Mutter in einer Baracke für Flüchtlinge gestorben war.

Am 6. Mai 1949 folgte die Entlassung. Appell, Verlesen der Namen – die frohe Kunde, dass das Lager geschlos-

sen werde. Nur die höheren Dienstgrade mussten noch ein Jahr bleiben. Abschiedsbesuche bei den Russen; man bekam den Entlassungsschein, es folgte die Rückkehr. Die Entlassenen wurden nach Frankfurt an der Oder transportiert. Ausser zehn Mark bekamen die Heimkehrer keine Unterstützung; sie verstreuten sich in alle Winde und verloren sich aus den Augen. Von den ursprünglich 3'000 Soldaten kamen gerade mal 1'000 Männer wieder zurück.

Nach der Kriegsgefangenschaft: Die Heimat ist weg

Man war wieder in der Heimat. Doch wie sah diese aus? Elbing war jetzt polnisch. Das Häuschen war zwar im Jahr 1945 abbezahlt worden und stand noch. Nur lebten jetzt Polen hier, auch sie Vertriebene und damit Opfer Hitlers. Grossdeutschland gab es nicht mehr, dafür Zonen der Siegermächte des Zweiten Weltkrieges.

Georg Dickert fuhr nach Halle an der Saale (heutiges Bundesland Sachsen-Anhalt), wohin es seinen Vater verschlagen hatte. Er musste Arbeit suchen und bewarb sich bei der VEB Waggonbau Ammendorf (die Firma gibt es seit mehr als 180 Jahren; sie gehört heute zu Bombardier und ist der letzte verbliebene Grossbetrieb der Metallindustrie in Halle) als Maschinenzeichner. Dafür war aber kein Bedarf vorhanden. Man bedeutete ihm, dass er als Schweisser gebraucht werden könnte, und so liess er sich umschulen.

Die Flucht wird vorbereitet und gelingt

Er musste nicht lange als Schweisser arbeiten: Bald kamen grosse russische Aufträge für Eisenbahnwaggons, und er konnte wieder in die Konstruktion wechseln. Er bildete sich an Abendkursen weiter, zwei Jahre bis zum Werkmeister, dann weitere zwei Jahre zum Techniker mit Spezialgebiet Waggonbau.

Während eines Tanzabends, wie sie in der DDR gang und gäbe waren, lernte Georg Dickert seine spätere Gemahlin Renate Kohl (geb. 1931) kennen. Sie war ausgebildete Verkäuferin; ihre Eltern führten eine Bäckerei mit Lebensmittelladen. 1951 heirateten die beiden, denn ohne Eheschein gab es im „ersten Deutschen Arbeiterstaat“ keine Wohnung.

Georg Dickerts Bruder wohnte auch in der Gegend, floh aber wie viele andere anfangs der 1950er-Jahre in die Bundesrepublik und landete schliesslich in Waldshut. Auch Georg fühlte sich nie wohl in der am 7. Oktober 1949 gegründeten DDR. Sie hatten nur eine kleine Wohnung; um eine grössere zu erhalten, wäre die Parteizugehörigkeit notwendig gewesen. Die SED-Bonzen drängten ihn, er müsse Farbe bekennen, doch er weigerte sich, der Partei beizutreten. Viele befassten sich damals mit Fluchtplänen,

vielen gelang in jenen Jahren auch die „Republikflucht“, wie man das offiziell nannte. Sogar sein Schwiegervater, der Bäckermeister, sagte, dass er längst abgehauen wäre, wenn er nur jünger wäre.

So bereiteten denn auch die Dickerts ihre Flucht vor. Sie wundern sich heute, dass sie damals nicht „verpiffen“ wurden, denn vielen Kollegen war klar, dass sie sich absetzen würden. Für Ehefrau Renate war der Gedanke an den Wegzug noch schwer. 1956 kam der erste Sohn Wolfgang zur Welt, ein weiterer Grund für die Flucht in den Westen.

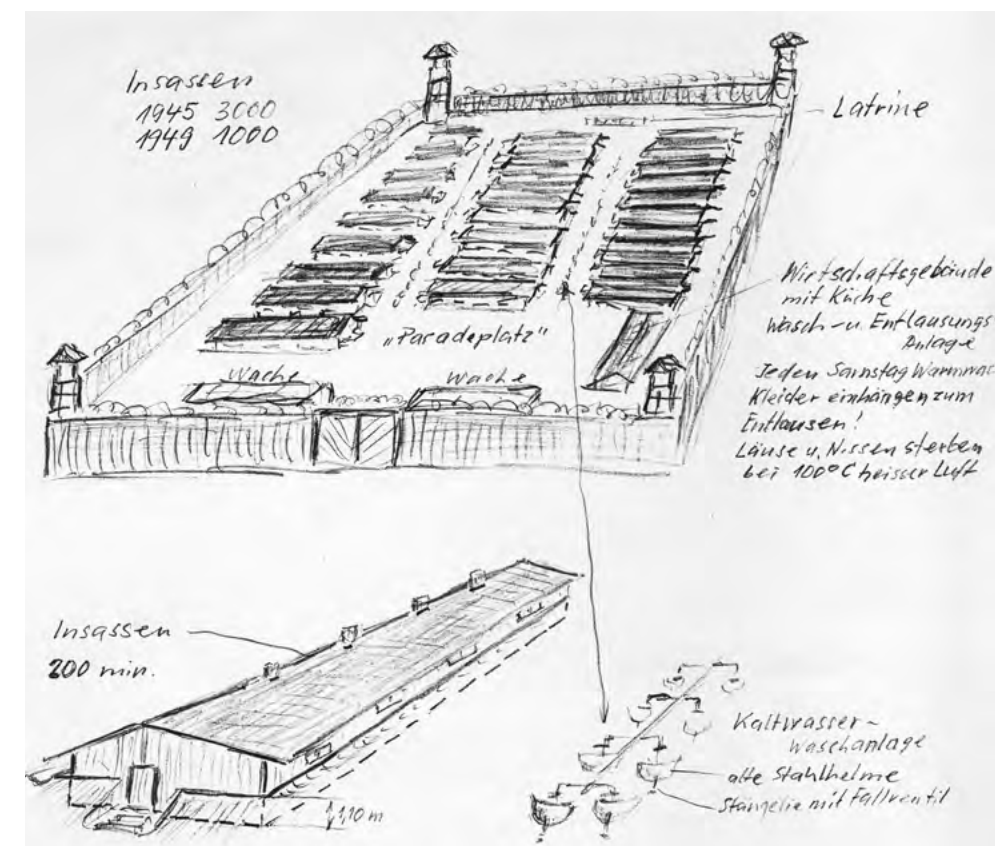
Der verwitwete Vater von Georg Dickert war inzwischen nach Berlin-Ost gezogen, so konnten die Dickerts gelegentlich zur Tarnung dort einen Besuch machen, denn natürlich war die Stasi (Staatssicherheits-Behörde) misstrauisch geworden. Renate Di-

ckert hatte inzwischen die Fluchtpläne schweren Herzens akzeptiert. Leicht war das nicht für die junge Frau, denn sie verliess (im Gegensatz zu ihrem Mann) ja wirklich ihre Heimat.

Der in Waldshut lebende Bruder hatte Postkarten aus der wunderschönen Schweiz geschickt. Damit war für die Familie die Sache klar. Im heissen Mai 1957 gelang die eigentliche Flucht: Georg Dickert trug sein Berufswerkzeug (Reisszeug, Bücher usw.) nach Berlin und schickte es von dort aus per Post nach Waldshut zum Bruder. Er bekam die Genehmigung, ferienhalber nach Waldshut zu fahren; das war damals noch relativ gut möglich. Mit Sack und Pack und einem bis zum Rand mit allerlei Gerät gefüllten Kinderwagen (inklusive Baby) fuhren sie im Schlafwagen über die Zonengrenze. Die Angst war gross, mitnehmen konnte man nicht viel, aber es klappte.



In den 1930er-Jahren: Im Hof der Bäckerei Kohl in Ammendorf, wo Renate Dickert-Kohl aufgewachsen ist. Im Hintergrund Mutter Martha Kohl.



Das Kriegsgefangenenlager Nr. 215 in Uljanowsk an der Wolga. Die Skizze hat Georg Dickert aus dem Gedächtnis erstellt.

In diesem Jahr verliessen etwa 260'000 Menschen die DDR. Das Land blutete aus. Im Dezember wurde das Passgesetz geändert; wer ohne Genehmigung die Republik verliess, konnte mit Gefängnis bis zu drei Jahren gestraft werden. Damit war dieser Fluchtweg geschlossen. 1961 wurde zum Abschluss dieser „Schutzmassnahmen“, wie es offiziell hiess, die Berliner Mauer hochgezogen – als „Warnung vor der Gefahr, von den Rattenfängern der NATO eingefangen zu werden“, wie die Ostdeutsche Justizministerin Hilde Benjamin ausführte.

Neu-Orientierung im Westen: Die „Wagi“ ruft

In der Anfangszeit wohnte die junge Familie beim Bruder in Waldshut, aber es war eine schwierige Zeit. Mangel herrschte, Geld war rar. Georg Dickert zog es in die Schweiz, denn da war damals fast schon Hochkonjunktur. Die erste Anstellungsmöglichkeit hätte sich bei der Schweiz. Lokomotiv- und Maschinenfabrik in Winterthur ergeben, aber wegen der grossen Erfahrung im Waggonbau zog er schliesslich die Schlieremer „Wagi“ vor. Diese beschäftigte damals noch fast 3'000 Leute.

Die erste Zeit pendelte er, was sehr aufreibend war. Die Verkehrsverbindungen waren natürlich noch nicht so gut wie heute, und zudem arbeitete man noch am Samstagvormittag. Es folgte daher der Umzug nach Schlieren, und auch da hatte die junge Familie wirtschaftlich zu kämpfen. Flüchtlingshilfe gab es damals nicht, die Wohnungseinrichtung musste angeschafft werden, und dann folgte auch noch der Einkauf in die Pensionskasse.

Man musste in dieser Zeit wirklich viel tun, damit die Rechnung zum Schluss aufging. Aber der Empfang war freundlich. Den Dickerts ist aus jener Zeit noch folgender Spruch in Erinnerung geblieben: „In der DDR hast du

Geld, aber keine Waren im Laden. In der Schweiz hat es alle Waren im Laden, aber du kein Geld.“

Nun folgten aber 28 Jahre interessante Arbeit bei der Schweizerischen Wagons- und Aufzügefabrik. Georg Dickert gehörte zu den letzten, die bis 1985 (Liquidation der Wagi) hier arbeiteten, mit besten Zeugnissen übrigens. So war er auch beteiligt an einem Patent für ein Tram-Drehgestell, welches kurvengängiger war und weniger Quietschen verursachte als die hergebrachten. Nach dem Niedergang der „Wagi“ und seiner Früh-Pensionierung im Jahr 1985 – er war damals 61 Jahre alt – arbeitete er noch einige Jahre anderswo in Teilzeit-Anstellungen.

Renate Dickert durfte nach ihrer Einreise – als verheiratete Deutsche – bei uns nicht arbeiten. Sie betreute die Familie, welche inzwischen einen weiteren Sohn (Andres, geb. 1968) umfasste, und verrichtete daneben Heimarbeit. Beide Söhne sind Schweizer und fühlen sich auch hundertprozentig als solche; der ältere machte Zivildienst, der jüngere Militärdienst. Es verbindet die beiden nichts mit der ostdeutschen Geschichte.

Dickerts reisten zwar noch einige Male nach Halle, aber die Reisen waren beschwerlich und auch mit Ängsten verbunden. 1966 bekamen sie ein Besuchsvisum, weil der Vater krank war, und 1990 fuhren sie zum letzten Mal in die alte Heimat.

Die grosse Wende im Jahr 1989 mit dem Fall der Mauer, Reisefreiheit, und Wiedervereinigung war für Dickerts ein fast unglaubliches und völlig unerwartetes Wunder der Weltgeschichte, deren Zeugen sie ja auch sind. Niemals hätten sie mit dieser Entwicklung gerechnet! Die Dickerts fühlen sich sehr wohl hier in der Schweiz, sicher und aufgehoben in einem zuverlässigen System. Eine Rückkehr ist

völlig unvorstellbar, obwohl sie ihre deutsche Staatsbürgerschaft behalten und die schweizerische nicht beantragt haben. Auf die Standardfrage, wem denn die Sympathie bei einem Fussball-Länderspiel gehören würde, kommt aber lächelnd die Antwort: Deutschland.

Zum Schluss kommen wir nochmals zurück auf Georg Dickerts künstlerische Ader, von der wir schon gelesen haben. Er ist seinem Hobby treu geblieben und hat sich auch hier autodidaktisch weitergebildet. Er malt hauptsächlich Aquarelle, nämlich Landschaften und Blumen. Seine Bilder wurden der Öffentlichkeit mit gutem Erfolg schon an verschiedenen Ausstellungen präsentiert: Im Stadthaus, im Spital Limmattal, in Geroldswil und vielen anderen Orten.



Georg Dickert, zirka 1943, als Soldat der Kriegsmarine.

„Das Leben ist nicht immer Zucker“

Floricelia dos Santos Souza Ferreiros aus dem „grössten Dorf der Welt“

Turbulent verlief oft das Leben der Familie dos Santos Souza Ferreiros. In der Schweiz hat Floricelia ihre grosse Liebe und auch Glück gefunden. Die Familie und die brasilianische Lebensart vermisst sie allerdings immer noch.



Familie dos Santos Souza Ferreiros
Brasilien

Floricelia wurde 1972 in Eunápolis geboren, damals eigentlich ein unbedeutender Ort in der Nähe von Porto Seguro (Provinz Bahia) mit Kaffeeplantagen, Papayas und Kakao. Weil aber in jener Gegend die Autobahn gebaut wurde, entwickelte sich aus der Ansammlung von Häusern vor etwa 20 Jahren die heutige Stadt mit fast 100'000 Einwohnern. Das ist nicht besonders gross für brasilianische Verhältnisse. Die Stadt liegt etwa 60 Kilometer von der Küste entfernt. In Eunápolis kennen viele die Schweiz und erzählen Gutes über unser Land, doch davon später.

Leben in der Grossfamilie

Floricelia wuchs inmitten einer grossen Verwandtschaft mit zwei Brüdern und zwei Schwestern auf. Ihr Vater

arbeitete als Chauffeur und machte mit eigenen Lastwagen Transporte für verschiedene Firmen, während die Mutter Hausfrau war. Sie absolvierte die in Brasilien üblichen Schulen (acht Jahre Primarschule, drei Jahre Sekundarschule). Brasilien kennt die bei uns üblichen Berufslehren nicht. Nach den ersten elf Schuljahren absolviert man entweder die Prüfungen für eine Fachhochschule oder man macht auf eigene Kosten Ausbildungskurse und sucht später einen Job. Das tat auch Floricelia. Sie besuchte Kurse für Informatik, Schreibmaschine und als Telefonistin. Diese Ausbildungen fanden vormittags statt; nachmittags und abends begann sie zu arbeiten als Mofa-Verkäuferin und Büroangestellte, durchaus auch am Wochenende.

1994 heiratete sie in Brasilien und bekam 1995 ihren Sohn Heverton. 1998 musste sie einen Schicksalsschlag verarbeiten, als ihr Mann bei einem Motorrad-Unfall ums Leben kam. Ihr Leben wurde nun sehr schwierig, denn es war als alleinstehende Frau mit einem Kind nicht einfach, sich in Brasilien durchzuschlagen.

Der gute Ruf der Schweiz

Im Jahr 1999 zog ihre jüngere Schwester Florinelia in die Schweiz. Auch sie hatte von Bekannten von den Vorzügen des kleinen Landes in Europa gehört. Arbeit sei vorhanden, gute Bezahlung, Sicherheit und Sauberkeit sei es auch.

Florinelia arbeitete hier als Putzfrau und lernte dabei ihren Mann, einen



V.l.n.r. die Grossmutter väterlicherseits, Dona Lora genannt; Otaviano Viana; die Grossmutter mütterlicherseits Flora Custódio des Santos und vorne Cousin Italo.



Heverton beim Monument in Porto Seguro. Dieses erinnert an die Landung der Portugiesen und deren erste Messe auf südamerikanischem Boden im Jahr 1500.

Portugiesen, kennen. Allerdings kehrte sie im Jahr 2003 zurück nach Brasilien, um in Eunápolis eine Bäckerei zu eröffnen. Das Leben in der Schweiz war für sie zwar erfolgreich gewesen, aber sie vermisste die Wärme und Herzlichkeit ihrer Heimat.

Im Jahr 2000 hatte Floricelia in Brasilien mit dem Bau eines Hauses begonnen. Der Gedanke an die Emigration war schlicht nicht vorhanden. Aber dann verschlechterte sich ihre berufliche Situation im Jahr 2003, so dass der Entscheid für die Auswanderung in die Schweiz fiel. Somit kreuzten sich die Wege der beiden Schwestern. Florinelia kehrte zurück nach Brasilien, und Floricelia sah sich gezwungen, in der Schweiz Geld zu verdienen. Ihren Sohn liess sie bei einer Tante zurück. Das brauchte Mut, und sie tat

es schweren Herzens, denn Heverton war damals erst acht Jahre alt. Zuversichtlich stimmte sie der Gedanke, dass die Emigration nur für kurze Zeit – ein Jahr vielleicht? – sein werde. Auch Floricelia arbeitete als Putzfrau und Babysitterin. Während zwei Jahren blieb sie hier und arbeitete. Sohn Heverton besuchte während dieser Zeit Privatschulen, denn die staatlichen Schulen waren damals in Brasilien nicht sehr gut. Eine gute Bildung war der Mutter aber sehr wichtig.

Die Liebe durchkreuzt die Pläne

Doch erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt! Als Floricelia die Tickets für den Rückflug organisieren wollte, lernte sie José Ricardo Ferreiros López kennen, ihren heutigen Mann. Er ist Spanier, aus Ponferrada in der Provinz León, und lebt

schon seit 21 Jahren in der Schweiz. Er arbeitete als Bodenleger, zunächst in Zürich, dann in Romont FR und nun seit einem Jahrzehnt in Schlieren. Er ist daran, eine Wohnung zu kaufen. Die Begegnung änderte alles. Liebe auf den ersten Blick. Der berühmte „coup de foudre“ warf alle Pläne über den Haufen.

2005 heirateten die beiden in Dietikon und beschlossen, vorläufig hier zu bleiben, damit die Kinder eine gute Ausbildung erhalten. Auch José Ricardo hat einen 10-jährigen Sohn, der im Kanton Freiburg lebt. Für Sohn Heverton in Brasilien kam somit eine grosse Neuigkeit: Er sollte – im Alter von 11 Jahren – auch in die Schweiz kommen! Für ihn war das zunächst ein harter Schlag, denn er musste Abschied nehmen von allen Verwandten

und Freunden, ja von seiner Heimat, und er war nicht einmal gefragt worden.

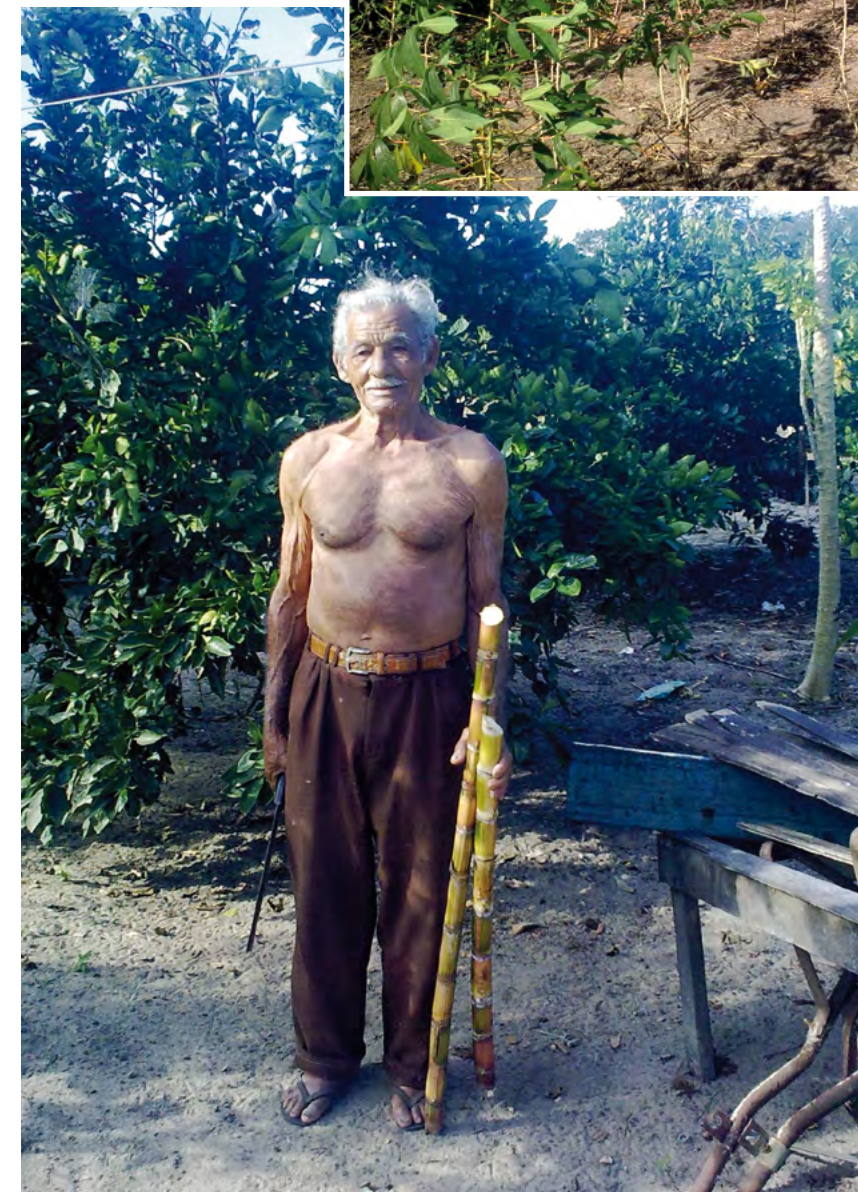
Doch die neue Familie hat sich hier gut eingelebt. Das Paar arbeitet fleissig weiter, Heverton wurde schnell heimisch und bewies in der Schule Ehrgeiz. Zudem spielte er schon bald Geige. Er besuchte zuerst die Kantonschule in Urdorf und wechselte dann – freiwillig – an die Sekundarschule. Eine beeindruckende Leistung, nach nicht einmal drei Jahren Aufenthalt in der Schweiz! Auch Tante Florinelia kehrte wieder in die Schweiz zurück und lebt heute mit ihrer Familie im Kanton Zürich. Ferreiros Lopez denkt sogar daran, das Schweizer Bürgerrecht zu erlangen.

Dennoch ist das Leben, wie der junge Heverton es einmal formuliert hatte, „nicht immer Zucker“. Da ist zuerst einmal ihre Heimat, die sie vermissen. Die brasilianische Wärme, die Herzlichkeit, die so genannte „alegria“. Sie telefonieren täglich mit Eunápolis, oder haben über MSN (eine Kommunikationsplattform im Internet) mit ihren Verwandten intensiven Kontakt. Besonders natürlich mit der Mutter, die traurig ist, die ganze Familie überall verstreut zu haben.

Schlieren, ein toller Ort zum Leben

Die Familie findet Schlieren einen tollen Ort zum Leben, alle fühlen sich wohl hier, haben auch niemals fremdenfeindliche Sprüche und dergleichen gehört und wurden stets gut aufgenommen. Sie schätzen – was sie ja schon zum voraus wussten – die Sicherheit, die Stabilität, die Bildung, die Arbeitssituation und besonders auch das Fehlen jeglicher Korruption.

Manchmal belastet die typische Emigranten-Situation: „Nicht ganz da und auch nicht mehr dort.“ Es fehlt ihnen hier manchmal die brasilianische Stimmung. Egal ob reich oder arm, egal, ob man eben die Arbeit verloren hat



Grossvater Otaviano Viana baute auf seiner Farm Früchte, Heilpflanzen, Manjok und Kokosnüsse an.

oder ob es einem eigentlich nicht so gut geht: Man ist gemeinsam in fröhlicher Stimmung. Sie vermissen die endlosen Feste, die Lebenslust, das ungezwungene Beisammensein, den Fussball, den Karneval. Diese Wärme übrigens durfte der Chronist selber erleben. Bei emotionalen Gesprächen bei einem echten Café do Brasil – und dazu einem spanischen „Aguardiente de Hierbas“ – einem Kräuterbrand von den Eltern José Ricardos.

Und für wen schlägt jetzt das Herz beim Fussballspiel? Klar doch, für Brasilien! Aber dann kommt die Schweiz, immerhin hätten ja auch viele Schweizer grosse Sympathien für den brasilianischen Fussball.

Übrigens: Über Heverton und seine Zukunftspläne erschien ein Beitrag im Buch „Immer noch Lehrer!“ von Hans Berner, Haupt Verlag, Bern, 2009, ISBN 978-3-258-07510-5

Aus der Königsstadt an die Limmat

Ein marokkanischer Junge sah die Zukunft voraus

In der marokkanischen Königsstadt Meknès fühlt sich Abdelmalek Hasbi genau so wohl wie in seiner zweiten Heimat Schlieren. Schliesslich sagt auch ein arabisches Sprichwort: Wenn jemand vierzig Tage mit einem Volk lebt, so gehört er zu diesem Volk.



Abdelmalek Hasbi, Marokko

Ein marokkanischer Junge erklärte mit acht Jahren seiner baff erstaunten Familie: „Wer später meine Kinder sehen will, der braucht ein Visum und einen Pass!“ Dieser Junge war Abdelmalek Hasbi. Die kindliche Vision traf zu: Heute lebt er mit seiner Familie in Schlieren.

Aus einer marokkanischen Königsstadt nach Schlieren

Marokko ist ein Land mit uralter Geschichte und Tradition. Kultur, Toleranz und Offenheit prägen das afrikanische Land. Den Geist der Toleranz spürt man auch im Gespräch mit Abdelmalek Hasbi.

Zwar gehört in Marokko die grosse Mehrheit der Menschen zum Islam, es gibt aber in allen Städten jüdische Synagogen und christliche Kirchen.

In der Tat ist der Islam eigentlich die dritte Religion hier (nach dem Judentum und dem Christentum), vor allem stark geworden nach der Vertreibung der Moslems und Juden aus Andalusien. Die Mauren beherrschten von 711 bis 1492 fast die ganze iberische Halbinsel.

Schweizer Touristen kennen aus Marokko wohl am ehesten die Königsstädte Fès, Marrakesch und Rabat. Eine Königsstadt ist auch Meknès. Diese Städte heissen so, weil jede von ihnen zu einer bestimmten Zeit in der langen Geschichte Marokkos die Hauptstadt einer der grossen Dynastien des Landes war. Meknès zählt heute etwa 600'000 Einwohner; zur Agglomeration gehören etwa eine Million Menschen. Das Gebiet im Inneren des Landes ist hauptsächlich

ein Zentrum der Landwirtschaft. Die Souks (Märkte) gehören zu den schönsten und ursprünglichsten des Landes; die Altstadt wurde 1996 von der UNESCO in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen. Wie kommt es denn, dass Abdelmalik Hasbis Weg nach Schlieren führte?

Seine Eltern arbeiteten im Spital von Meknès; die Familie hatte sechs Kinder, von denen eines heute in Belgien lebt. Zu Hause spricht man marokkanisch (eine Art arabischer Dialekt); in Schule und Kindergarten lernt man hocharabisch und französisch. Abdelmalek Hasbi besuchte die dortige Hotelfachschule, welche einen sehr guten Ruf genoss. Marokko ist ein offenes Land, und es ist normal, dass die Absolventen im Schlussjahr der Ausbildung ein Praktikum im Ausland

absolvieren. Die in Marokko ausgebildeten Hotelfachleute geniessen weltweit einen ausgezeichneten Ruf und haben deshalb nie Probleme, gute Stellen zu finden. So eine temporäre Anstellung hatte auch der junge Mann im Auge, und es war eher Zufall, dass er in der Schweiz landete.

Die schöne Stadt Bern hilft – und das Schicksal

Dass es so kam, entsprang einem Zufall. Zu Beginn der 1980er-Jahre war er mit einem Interrail-Ticket mit Freunden in Europa unterwegs. Auf dem Weg nach Italien fuhren sie nach Bern. Die Stadt gefiel ihnen, und spontan verliessen die jungen Leute den Zug. Allerdings waren dann die Hotels doch arg teuer, so dass sie nach Thun weiterreisten. Dort trafen sie einen Freund aus Marokko, bei dem sie einige Tage bleiben konnten. Beim Blättern in einer Fachzeitschrift stiessen sie auf ein Inserat, mit dem die Restaurant-Kette Mövenpick Praktikanten suchte.

Abdelmalek und zwei seiner Freunde bewarben sich spontan und erfolgreich. Sein Praktikum absolvierte er

im Mövenpick an der Bahnhofstrasse Zürich (das Lokal gibt's heute nicht mehr). Einer der beiden Kollegen, der mit ihm diesen Schritt machte, lebt und arbeitet ebenfalls immer noch in der Schweiz.

Kurz vor Ablauf des Praktikums lernte er hier seine spätere Frau Bernadette Brägger kennen.

Seine Frau arbeitete damals als Pastoral-Assistentin in Schlieren. Ganz pragmatisch entschieden die Hasbis, den Familiensitz hier aufzuschlagen. Damit Ismael, der damals vierjährige Sohn, seine Vatersprache besser lernen konnte, lebte die Familie 1989/90 bei den Eltern und den Angehörigen ihres Mannes in Marokko. Der Junge besuchte eine arabisch-französische Privatschule und konnte – nach der Rückkehr in die Schweiz – sowohl Marokkanisch als auch Französisch sprechen. In jener Zeit nannte man ihn, wohl auch in Anspielung auf den ersten Golfkrieg, den „Araber“. Aber er fühlte sich vor allem als Schweizer und brauchte sein Arabisch nur noch in Marokko und später als Jugendlicher in England. Beide Kinder kennen

ihre maghrebinische Heimat und besuchen ihre marokkanischen Grosseltern regelmässig.

Als 1990 Mirjam zur Welt kam, galt es, mit zwei Kindern die Anforderungen von Beruf und Familie sinnvoll zu vereinbaren. Bernadette Hasbi übernahm als ausgebildete Lehrerin eine Mittelstufenklasse in Schlieren, während ihr Ehemann der Familie zuliebe die Rolle des Hausmannes ausübte. Viele Jahre hindurch wirkte er auch als Basketball-Trainer in Schlieren, als Trainer für die U17-21-Auswahlen in Regensdorf und später auch für die U18-Auswahl in Urdorf.

Abdelmalek Hasbi wirkt sehr ruhig und gelassen. Dass er heute ein Reisebüro führt, hat auch damit zu tun, dass das Hotelfach naturgemäss mit der Reisebranche verknüpft ist. So begann er vor elf Jahren, Reisen während der Schulferien anzubieten. Als die Kinder älter wurden, konnte diese Tätigkeit ausgebaut werden. Da er ein sehr offener Mensch ist und gerne auf die Leute zu geht, entspricht ihm die Tätigkeit sehr. Er hat die Gabe, in zwei Kulturen zu leben und weder in



Die Familie Brägger im Jahr 1962. Bernadette in der Mitte, rechts davon Mutter Magdalen und Vater Albert.



Abdelmalek Hasbi als Reiseleiter am Tor des Königspalastes in Fes.



Sohn Ismael besuchte vor dem Umzug in die Schweiz ein Jahr die Schule in Marokko. Aufnahme mit den Klassenkameraden und dem Schulbus in Meknes.



Abdelmalek Hasbi mit seiner Mutter Fatima Ummi Lella.



Im Freiluft-Coiffeursalon in Marokko.

der einen noch der andern ein Fremder zu sein. So ist er für interessierte Reisende der ideale Gesprächspartner, wenn es um das Funktionieren von beiden Religionen und Kulturen geht. Er will einen Inhalt vermitteln, nicht nur ein passives Erleben. Seine Reisegruppen, viele persönlich von ihm geführt, umfassen nie mehr als zwölf Personen, und man lernt Sprache und Mentalität so in einmaliger Weise kennen.

Gelassenheit und Offenheit

„Inschallah“ – so Gott will, hört man im arabischen Raum immer wieder. Das ist nicht fatalistisch zu verstehen, sondern als Zeichen der Demut. So ist auch Abdelmalek Hasbi mit seiner Familie offen für das, was kommt.

Für seine Ursprungsfamilie sei es kein Problem gewesen, dass er sich mit seiner Frau und seinen Kindern in der Schweiz niederliess. Denn die Marokkaner sind traditionsgemäß weltoffen. Ein arabisches Sprichwort lautet: „Wenn jemand vierzig Tage mit einem

Volk lebt, so gehört er zu diesem Volk“. Und auch im Islam heisst es, dass es keinen Unterschied zwischen den Nationalitäten gibt, sondern nur jenen im Herzen.

Abdelmalek Hasbi ist Schweizer Bürger, hat aber das marokkanische Bürgerrecht ebenfalls behalten. Für wen schlägt denn nun das Herz? Er erzählt eine Geschichte. In Casablanca besuchte er 2002 im Rahmen des Davis Cups einen Tennis-Länderkampf zwischen Marokko und der Schweiz. Diese Wettkämpfe sind oft von hoher Emotionalität geprägt. Er gab sich als Fan beider Mannschaften zu erkennen und trug als Kopfschmuck beide Fahnen. Die Augen, sagt er, waren für die Schweiz; das Herz aber musste eine 2:3-Niederlage Marokkos hinnehmen. So hört er von seinen Leuten in Marokko oft „der Schweizer ist da“, während es hier manchmal genau andersrum ist.

Die Familie fühlt sich wohl und heimisch hier in Schlieren. Das Gefühl,

genau am richtigen Ort gelandet zu sein in diesem kleinen Schmelztiegel der Kulturen, ist allgegenwärtig. Das gilt auch für die beiden unglaublich schönen Länder: Beide Familienclans akzeptieren und unterstützen die jeweilige Andersartigkeit ohne Vorbehalt. Sowohl in der Schweiz als auch in Marokko darf die eigene Identität gelebt werden – leider keine Selbstverständlichkeit in der heutigen Zeit. Ein Zeichen der Verbundenheit ist auch das Engagement von Tochter Mirjam in der Schlierener Politik.

An unserem Land gefällt vor allem die Sauberkeit im öffentlichen Raum und die Zuverlässigkeit. Abdelmalek Hasbi vermisst aber die Art der fröhlichen Feste, wie sie in seiner Heimat gefeiert werden. Wie beispielsweise der Bayram, zu dem alle eingeladen sind und alle miteinander das teilen, was sie haben.

Vom Rande der Gesellschaft...

...fand Susanne Hirsch den Weg in eine neue Heimat

In der ehemaligen DDR in Greifswald geboren, führte ihr Weg die Theologin Susanne Hirsch zu Beginn der 1990er-Jahre in die Schweiz, wo sie eine neue Heimat fand.



Susanne Hirsch
DDR

Susanne Hirsch wurde 1965 in der Hansestadt Greifswald geboren und wuchs im Städtchen Pasewalk (Vorpommern, im Nordosten der ehemaligen DDR) nahe der polnischen Grenze auf. Die Stadt war bei Kriegsende 1945 zu 80 Prozent zerstört. Sie ist etwas aufs Abstellgeleise der Entwicklung geraten; die Bevölkerung (heute noch etwa 12'000 Einwohner) nimmt seit 1990 ab. In früheren Jahren hatten die Menschen (wohl über die alte Hanse, den nordischen Bund der Seefahrerstädte) eher Beziehungen in Richtung Schweden gepflegt.

Die Eltern von Susanne Hirsch, aufgewachsen auf der Insel Rügen beziehungsweise in Greifswald, waren in der Nachkriegszeit in eben dieses Städtchen Pasewalk gezogen. Dort wohnen sie noch heute. Von den Geschwistern wohnt ein Bruder ebenfalls

in Vorpommern, ein weiterer und eine Schwester in Berlin. Das Bild einer nur halb wieder aufgebauten Umgebung prägte sich bei ihr ein. Auch in ihrer Jugendzeit, in den 1970er-Jahren, war vieles noch zerstört, und Bretterbuden beherrschten das Stadtbild. Erst später wurde sie inne, dass das nicht „normal“ war.

Die Verhältnisse zu Hause waren eher einengend und verschlossen. Das lässt sich auch von der Geschichte her begreifen: Die Russen, die Kommunisten, die Schule, der Staat – das alles war feindliches Feld. Die engste Familie war ein sicherer Hort, alles „Äussere“ war bedrohlich. So auch die rote Kleinstadt Pasewalk.

Während die Eltern sich bewusst für ein Leben gegen den Staatsapparat innerhalb der DDR entschieden hatten

und dafür Nachteile in Kauf nahmen, hätte Susanne Hirsch als Kind liebend gern „dazu“ gehört. Alle Kinder ihrer Schulklasse waren bei den Pionieren, der politischen Massenorganisation der DDR für Kinder, nur sie nicht! Die Eltern hatten ihr den Beitritt schlicht verboten. Ein junger Mensch, der in einem solchen System so abseits steht, wird automatisch zum Exoten, zum Aussenseiter: Von ihren Schulkameradinnen und -kameraden wurde sie geschnitten. Zudem konnte sie das staatliche Abitur nicht machen, da ihr „die nötige gesellschaftliche Reife“ fehlte, wie das damals hiess.

Als 17-Jährige verliess sie ihr Zuhause. Die Kirche hatte bereits in den 1950er-Jahren eine Art Untergrundschule in Form eines Internats gegründet, das Kirchliche Proseminar der Kirchenprovinz Sachsen in Naumburg a.d. Saale. Dort konnte sie das Abitur nachholen. Andere Schülerinnen litten unter Heimweh, Susanne Hirsch empfand es als eine Befreiung. Allerdings eine Befreiung in einem goldenen Käfig: Mit diesem Abitur konnte man in der DDR nichts anderes als Theologie studieren – und Susanne Hirsch war zu dieser Zeit nicht sicher, ob das wirklich ihr Ziel sei. Aber da gab es keine Alternativen, also studierte sie Theologie.

Die Wende in Deutschland – Zeichen zum Ausbruch

Nach der Wende in Deutschland im Jahr 1989 war nichts mehr wie früher. Im Januar 1990, die Grenzen waren offen, hielt Professor Hans Weder eine Gastvorlesung in Naumburg. Er lehrte das Damaskus an der theologischen Fakultät



Im Jugendweekend auf der Halbinsel Darss, etwa um 1980. Mit Freundinnen im berühmten, feinen Ostseesand.



Ein Kindergeburtstag in Paswalk um 1979: Ein grosser Spass auf dem Pferdeschlitten.

der Universität Zürich, und ermutigte die Studenten, in die Schweiz zu kommen. Susanne Hirsch wusste sofort: Jetzt oder nie! Aber wie sollte Unterkunft und Lebensunterhalt zu regeln sein? Sie sprach Professor Weder an, bewarb sich für ein Stipendium und bekam sechs Wochen später einen positiven Bescheid! Kurze Zeit vorher hätte niemand so etwas für möglich gehalten. Wohl träumten viele vom Westen, aber wer glaubte schon an Wunder?

Die Montagsdemonstrationen in den grossen Städten der DDR (Dresden, Halle, Magdeburg usw.), waren nicht die Welt von Susanne Hirsch. In Massenbewegungen fühlte sie sich nicht zu Hause. Aber die Friedenskreise, in denen sie sich engagierte, begannen im Mai 1989 die Wahlen flächendeckend zu kontrollieren und zu beobachten. Das wurde zwar vom Regime nicht gern gesehen, war aber vom Gesetz her erlaubt. Auch Susanne Hirsch wurde eingeschüchtert und

behindert, ging aber trotzdem in die Wahllokale und stellte Unregelmässigkeiten fest. Die Resultate mit 98- oder 99prozentigen Mehrheiten waren gefälscht.

So etwas wie Heimat

Im Oktober 1990 kam sie nach Zürich, mit – wie sie lächelnd eingesteht – ein bisschen Angst vor der eigenen Courage: Als Flachländerin in die Berge zu ziehen! Es war ein wunderschöner Herbst, und sie erinnert sich, dass ihr einfach etwas „in der Luft“ fehlte. Wie sie bald realisierte, war es der ewige Braunkohleduft!

Es folgte nun eine seltsame Zeit der Heimatlosigkeit. Sie hatte neue Papiere bekommen, die DDR gab es nicht mehr, und ihr „neues Land“, die Bundesrepublik Deutschland, kannte sie nicht. Mit Pasewalk, ihrer alten Stadt und deren engen Verhältnissen hatte sie abgeschlossen; es gab auch praktisch keine Bekannten mehr. Sie studierte weiter Theologie, auch an der

Fakultät in Luzern, und schloss diese Studien mit dem lic.theol. ab. Schon während des Studiums arbeitete sie insgesamt acht Jahre im Zentrum „l'arche“ unter anderem in Hochwald SO und auch in Honduras. Dies ist eine internationale oekumenische Gemeinschaft, welche sich dem Zusammenleben behinderter mit nicht-behinderten Menschen widmet.

Dort in Honduras kam die Frage auf: Wenn irgend eine Schwierigkeit aufgetreten wäre, hätte sie zum Deutschen Konsulat gehen müssen. Aber was verband sie denn noch mit Deutschland? Eigentlich nichts, und so reifte der Entscheid, die Einbürgerung in die Schweiz voranzutreiben.

2002 kehrte sie zurück nach Zürich, suchte eine Wohnung und fand eine in Schlieren. Seit 2003 arbeitet Susanne Hirsch als Seelsorgerin im Pflegezentrum Käferberg mit einem 70 %-Pensum.

Kunstgeschichte als zweites Standbein

Gegen Ende des Theologiestudiums begann sich das zweite Standbein herauszukristallisieren: Die Kunstgeschichte. Susanne Hirsch schrieb ihre Lizentiatsarbeit zu den Chagall-Fens-tern von Zürich. Während der Zeit in der Arche machte sie das Vordiplom in Kunstgeschichte in Basel. Inzwischen ist sie mit der Lizentiatsarbeit beschäftigt.

Diese Arbeit war für sie stets faszinierend, und sie hat sie als grossartigen Ausgleich empfunden. So arbeitete sie am Bildband „Müstair – die mittelalterlichen Wandbilder in der Klosterkirche“ mit, welcher im Verlag der NZZ erschienen ist. Dasselbst führt sie auch Workshops und Wochenenden durch.

Geplant war der Aufenthalt für ein Semester...

Ursprünglich hatte Susanne Hirsch geplant, ein Semester in der Schweiz

zu studieren. Aber es gefiel ihr auf Anhieb gut hier, und sie lernte schnell Menschen kennen. Die Schweizer waren zur Zeit der Wende in Deutschland sehr neugierig auf die Leute aus der ehemaligen DDR. Zudem wurde ihre „alte“ Universität in Naumburg geschlossen. Administrativ gab es keine grossen Schwierigkeiten, obwohl sie sich schmunzelnd erinnert, dass seinerzeit das DDR-Abitur in der Schweiz nicht anerkannt, hingegen ihr „Untergrund-Abitur“ (wenn auch mit Stirnrunzeln) akzeptiert wurde.

So wuchsen die Verbindungen in der Schweiz, während die Bande in die alte Heimat verblassten. Sie reist einmal im Jahr nach Vorpommern zu den Eltern und Geschwistern. Sehr lieb und wichtig ist ihr in diesen Jahren eine alte Tante am Bodensee geworden, die sie erst nach der Wende wirklich kennenlernte. Susanne Hirsch besitzt auch nach ihrer Einbürgerung noch die Deutsche Staatsbürgerschaft

– aber eigentlich ohne grosse Absicht. Andernfalls hätte sie einen „Antrag auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft“ stellen müssen.

Auf die Frage, ob die Schweizer denn nicht manchmal etwas „hölzern“ seien im Vergleich zu ihren ehemaligen Landsleuten, erklärt sie, dass sie diese langsame und zurückhaltende Art eben von Anfang an geschätzt habe. Auch die Menschen in ihrer alten Heimat seien oftmals so. Wenn Susanne Hirsch hier etwas vermisst, dann ist es die „Kuchen-Kultur“ in Deutschland und die alten DDR-Brötchen...

Fremdenfeindliche Sprüche oder Abfälligkeiten hat sie niemals hören müssen – sie fühlt sich sehr wohl hier in der Schweiz.



Bedrückende Erinnerungen: Susanne Hirsch auf einem Wachturm des ehemaligen Todesstreifens in Berlin.



Fröhliches Fest: Die Einbürgerung feierte sie 2008 mit Nachbarn und Freunden in Schlieren.

Eine internationale Familie

Malaysia trifft die Niederlande – in Schlieren natürlich

Der Niederländer Willem den Hollander und seine Frau Lian Oi Pang aus Malaysia haben viel von der Welt gesehen. Am Schlieremerberg haben sie nicht nur ein Haus gebaut, sondern sie sind auch heimisch geworden.



Willem den Hollander und Lian Oi den Hollander-Pang, Niederlande und Malaysia

Ein grosser Teil der Niederlande ist dem Meer abgerungenes Land. Zu den Vorfahren Willem den Hollanders gehört väterlicherseits ein Grossvater, der erster Mitarbeiter auf einem Notariat war und dazu Polder-Vorstand (das ist die Behörde, die Bau und Unterhalt der lebensnotwendigen Deiche unter sich hat und den Grundwasserstand überwacht). Mütterlicherseits waren die Vorfahren (Gross-)Bauern – ein Teil der Familie ist jetzt noch in der Landwirtschaft tätig.

Sein Vater war Pastor in Haamstede (Provinz Zeeland), heute ein Ferienort

an der Küste. Willem wurde 1944 geboren.

Nach dem frühen Tod des Vaters zog die Familie nach Hilversum, denn die Kinder sollten eine gute Ausbildung erhalten. Die Mutter war Primarschullehrerin, was ideal war, denn dank der Blockzeiten hatte sie die gleichen Arbeitszeiten wie die drei Kinder. Willem studierte später an der TUD (Technische Universität Delft) Elektrotechnik. Nach Abschluss seines Studiums, im Jahr 1971, war es schwierig, in den Niederlanden eine Stelle zu finden, da sehr viele grossen Firmen einen Per-

sonalstopp verhängt hatten. Daher trat er 1972 „für einige Jahre“ eine Stelle bei der amerikanischen Firma RCA in Zürich an. Als Entwicklungsingenieur gab es keine Probleme mit den Formalitäten. RCA hatte die Farb- bildröhre für den Fernseher und damit das Farbfernsehen erfunden und besass die Patente in diesem Bereich. Der Firmenname änderte zwar später, aber Willem den Hollander arbeitete 37 Jahre mit und bereiste die ganze Welt. Es ging um Unterstützung bei der Anwendung der Patente in der Produktentwicklung; später wurden auch Konkurrenzprodukte auseinander genommen, um mögliche Verletzungen der Patentrechte zu belegen.



*Selbst ist der Mann!
Willem den Hollander beim
Pfannkuchenbacken.
Zelturlaub um 1963.*

Zunächst wohnte er in Zürich-Altstetten, zog dann aber bald nach Schlieren. Dies geschah eher zufällig, allerdings schätzte er die Nähe zum Arbeitsplatz. Er fühle sich überall auf der Welt wohl, sagt er, Niederländer seien weltoffene Menschen. Das Ausland sei da nichts Besonderes. Nur die Berge seien ein Problem: Nach einer Woche wird es ihm da zu eng...

Das eigene Haus – ein Glücktreffer

Vor einigen Jahren ergab sich die Möglichkeit, ein wunderschönes Stück Land auf dem Schlierenberg (von einer alteingesessenen Berner Familie) zu erwerben; eine Parzelle, an der die den Hollanders schon vor 30 Jahren mit sehnsüchtigen Blicken vorbeispaziert waren. Baubeginn war 2003, im März 2004 konnte das neue Haus bezogen werden.

Anlässlich eines Firmen-Anlasses lernte Willem seine spätere Frau Lian Oi Pang kennen. Es war nicht gerade Liebe auf den ersten Blick; erst bei einem zweiten Treffen, ein Jahr später, „funkte“ es. Damit wenden wir uns nun ihrer Geschichte zu.

Der asiatische Familienteil

Lian Oi den Hollander-Pang (sie wird oft mit der Kurzform Oi ihres Vornamens genannt) stammt aus Malaysia. Sie wurde 1944 in Seremban geboren, der Hauptstadt der Provinz Negeri Sembilan mit heute über 300'000 Einwohnern. Das war zur Zeit der japanischen Besetzung während des Zweiten Weltkrieges. Malaysia war vorher portugiesische, dann holländische und schliesslich britische Kolonie.

Ihre Familie ist chinesisch-stämmig. Der Grossvater war christlicher Missionar in Leizhou (chinesische Stadt und Halbinsel gegenüber der Insel Hainan) und hatte mit seiner Familie das Land während des Boxer-Aufstandes (1900, noch zur Kaiserzeit in China) verlassen. Das war zu jener



*Unverkennbar die 1970er-Jahre!
Oi den Hollander in der Uniform des
damaligen internationalen Flughafens
Subang in Kuala Lumpur.*

Zeit, als chinesischen Mädchen noch die Füsse ganz eng gebunden wurden, um einem Schönheitsideal, den kleinen Füssen, zu entsprechen. Auch ihre Grossmutter erlebte das noch.

Die China-Flüchtlinge liessen sich in Malakka (Malaysia), einer Stadt südlich von Kuala Lumpur nieder. Der Vater von Oi besuchte dort die Methodistische Boys School; er heiratete und zog nach Seremban, wo er als Verwaltungsangestellter für die Regierung arbeitete. Von 1941 bis 1945 war Malaysia japanisch besetzt. Der Vater war sehr sprachbegabt, sprach Malaysisch, Chinesisch und Englisch.

Er lernte dazu noch Japanisch und arbeitete während des Krieges als Übersetzer für die Japaner. Seine Familie hatte sechs Kinder, eines davon war Oi. Sie arbeitete während sechs Jahren auf dem Flughafen der Hauptstadt Kuala Lumpur am Info-Desk.

Um zu verstehen, wie Malaysia „funktioniert“, muss man wissen, dass es drei Ethnien gibt: Malaien (etwa 50 Prozent), Chinesen (rund 40 Prozent), und die restlichen 10 Prozent sind Inder. Posten in der Regierung oder Verwaltung, aber auch im Militär und anderen Organisationen werden im Wesentlichen von den Malaien be-



Vor der Ermitage in St. Petersburg im Jahr 1997.

setzt. Die anderen Bevölkerungsteile erhalten wenig Förderung und kommen sich manchmal wie Bürger zweiter Klasse vor. Zudem gab (und gibt) es immer wieder religiös motivierte und instrumentalisierte Unruhen, manchmal gar mit Massakern.

Das brachte Oi 1972 zum Entschluss, auszuwandern. Über England und Deutschland kam sie in die Schweiz. Zunächst musste sie sich kurze Zeit mit Schwarzarbeit über Wasser halten, wurde dann aber Au-Pair-Girl und später Gesellschafterin, lernte unsere Sprache. 1973 begegnete sie ihrem späteren Ehemann, 1978 kam Sohn Janwillem zur Welt. Oi den Holländer-Pang integrierte sich schnell. Sie übernahm soziale Aufgaben, war sogenannte „Besuchsfrau“ im Sandbühl (das sind Personen, die einsamen Bewohnern des Altersheims Gesellschaft leisten), betreute kambodschanische Flüchtlinge, begleitete das Turnen und den Volkstanz für Behinderte und ist zur Zeit Sigristin der Spitalkirche.

Oi und ihr Gemahl sind sehr sprachgewandt; miteinander sprechen sie die moderne „lingua franca“, nämlich Englisch. Ihr Sohn spricht Dialekt, Deutsch, Französisch und Englisch (aber kein Holländisch...). Er hat eine gute Beziehung zu Malaysia und pflegt die Wurzeln mütterlicherseits. Auch die Eltern haben weiterhin Kontakt zu ihrer jeweiligen Heimat und besuchen die dortigen Verwandten noch mehr oder weniger regelmässig. Schmunzelnd erzählt Oi, dass sie zu Beginn ihrer Zeit in der Schweiz keinerlei abfällige Bemerkungen anhören musste, sondern dass sie als „Exotin“ auf echtes Interesse stiess. Ihr Sohn allerdings habe während der Schulzeit schon spöttische Sprüche wegen seines asiatischen Aussehens anhören müssen.

Die den Holländern haben ihr Bürgerrecht behalten. Sie schätzen an der Schweiz, dass alle gleich behandelt werden, und dass die Sicherheit hier sehr hoch sei. Wenn man die Regeln befolge, habe man keine Probleme.

Sie vermissen andererseits manchmal eine gewisse Flexibilität und Spontaneität. Zudem bedauern Sie die Tendenz, alles stets regulieren zu wollen.

Vom chinesischen Gross-Bauernhof

führte der Weg den jungen chinesischen Koch direkt nach Zürich

Der 45-jährige Wirt und Koch Yong-Yao Huang hat seine Auswanderung in die Schweiz nie bedauert. Er lebt heute glücklich mit seiner Familie und einem eigenen Restaurant hier. Ganz besonders schätzt er an den Schweizern die Effizienz, die Pünktlichkeit und den Erfindungsgeist.



Familie Yong-Yao und Cui-Qizhuang Huang China

Die Familie von Yong-Yao Huang stammt aus Jun An (gesprochen Tschün An), einer Stadt mit etwa 100'000 Einwohnern in der Nähe von Guangzhou (Provinz Guangdong, auch Kanton genannt).

Die Stadt liegt am Perlfluss, etwa 130 Kilometer von Hong Kong entfernt. Guangzhou ist die drittgrösste Stadt Chinas mit etwa 11 Millionen Einwohnern und war lange Zeit Ausgangspunkt der sogenannten „Seidenstrasse auf dem Meer“.

Yong-Yao Huang wurde 1965 geboren. Seine Eltern betrieben in Jun An

einen sehr grossen Bauernhof. Da war ein vielfältiger Betrieb mit Tieren, Fischzucht und Seidenraupen; zudem Zuckerrohr, Gemüse, Bananen und andere Früchte.

Berufswahl mit Weitblick

Nach der Sekundarschule absolvierte er eine Lehre als Koch in der nahen Grossstadt. Diese Berufswahl war kein Zufall, denn er hatte eine Tante, welche in Zürich ein Restaurant betrieb.

Er besuchte den Kurs in der Kochfachschiule und arbeitete dann in verschiedenen Branchen. Als Koch, aber

auch als Fahrer oder Möbelschreiner, und manchmal half er auch auf dem elterlichen Hof mit. 1986 kam er als 20-jähriger junger Mann in die Schweiz und arbeitete zunächst fünf Jahre im Restaurant seiner Tante, später in anderen Betrieben. Es war kein Problem, eine Arbeitsbewilligung im Gastgewerbe zu bekommen.

Schwierige Verhältnisse im kommunistischen China

Damals waren die Lebensumstände in China noch sehr viel schwieriger als heute. Es gab wenig wirtschaftliche Entwicklung, und die Lebensumstände wurden ausschliesslich durch



Das Haus des weltberühmten Kampfsportlers und Filmschauspielers Bruce Lee; es ist zwei Bushaltestellen vom Haus der Huangs entfernt.

1994 heirateten Cui-Qizhuang und Yong-Yao in Jun An.



die kommunistische Partei bestimmt. Hingegen konnte man problemlos ausreisen (wenn man denn die nötigen Mittel hatte), und das taten viele tüchtige Chinesen.

In der Heimat der Liebe begegnet

Bei einem Besuch in der Heimat während dieser Jahre lernte er seine Frau Cui-Qizhuang kennen. Sie hatte nach der Sekundarschule ein Jahr als Näherin in einer Kleiderfabrik gearbeitet. Da ihr Schwager eine eigene Fabrik führte, arbeitete sie anschliessend dort in der Überwachung und Auslieferung. Ihre Eltern waren in einer Farbfabrik in Jun An tätig. Die Mutter als Buchhalterin, der Vater als Verwalter. Beide entstammten sehr kinderreichen Familien. Ihre Eltern waren sehr stolz, dass sie so weit weg in die Emigration gehen konnten.

Eine Rückkehr war nie geplant

Die beiden heirateten in China und kamen 1995 in die Schweiz. Cui-Qizhuang besuchte während eines

Jahres einen Deutschkurs. Das Paar wohnte in Zürich in einer 1 1/2-Zimmerwohnung. Als 1996 der Sohn Timmy geboren wurde, fand sich eine grössere Bleibe in Schlieren, zuerst an der Freiestrasse und dann, ab 1998, an der Schulstrasse, wo es der Familie gut gefällt. 2001 kam noch Tochter Joey hinzu. Beide Kinder gehen hier in die Schule; Sohn Timmy besucht zur Zeit die Kantonsschule Urdorf.

Yong-Yao Huang hatte niemals den Plan, nach China zurückzukehren. Er arbeitete bis 1999 im Restaurant „King To“ in Zürich-Altstetten und konnte dieses 1999, zusammen mit seinem Bruder, übernehmen. Damit hat er sich einen Traum verwirklicht. Das Restaurant ist in chinesischem Stil eingerichtet und führt eine typisch kantonesische Küche mit gebratenem Reis, gebratener Ente, Wun Tun-Ravioli und vielem mehr. Die Rohprodukte sind alle frisch aus der Schweiz. Er hat keinerlei Heimweh und freut sich, dass er die Chance

hatte, in der Schweiz Fuss zu fassen und diese Chance auch gepackt hat. Dass er kein Heimweh hat, ist aber natürlich auch darauf zurück zu führen, dass seine Verwandten hier sind. Allerdings spürt auch er in seinem Restaurant, dass die Zeiten härter sind – die Leute gehen weniger aus.

Seine Frau Cui-Qizhuang erlebt das anders. Ihr fehlen die Heimat China und natürlich ihre Familie sehr. Seit die Kinder grösser sind, arbeitet sie in Teilzeit im Familienbetrieb mit, was sie als Erleichterung des Alltags und Verbesserung der Integration empfindet.

Regelmässige Besuche in der Heimat

Die Huangs fliegen alle zwei bis drei Jahre zurück in ihre alte Heimat. Was hat sich da alles verändert mit den Reformen in diesen bald 25 Jahren! Die Entwicklung Chinas ist gewaltig, viele Siedlungen, ja ganze Städte sind neu gebaut worden, den Einwohnern geht es mittlerweile viel besser. Zwar

ist immer noch die Partei vorherrschend (und etwa alle drei Jahre kann man die Dorfvertreter wählen), aber die Menschen haben viel mehr Kaufkraft als früher, und sie können frei reisen.

Der Kontakt mit der alten Heimat findet vor allem über das Telefon statt. Früher war das sehr teuer, aber die günstigen Tarife der heutigen Zeit ermöglichen, wie die Huangs schmunzelnd gestehen, „stundenlange Gespräche“.

So bleiben auch die Kinder in Verbindung mit ihren Verwandten. Timmy und Joey pflegen ihre alten Wurzeln, indem sie zur Pflege des Mandarin (Hoch-Chinesisch) einmal pro Woche die „Tang Ren“-Schule in Zürich besuchen. In der Familie spricht man Kantonesisch, einen Dialekt, den die Kinder von den Eltern übernommen haben; schreiben lernen sie jetzt in der Chinesischen Schule.

Natürlich werden auch die Bräuche gepflegt, beispielsweise das chinesische Neujahr. An diesem Tag tragen die Chinesen gerne neue Kleider, und die Kinder bekommen von den Eltern und Verwandten rote Couverts mit Geld. Wenn sich Verwandte treffen, sagen sie zuerst etwas Gutes, das

bringt Glück. Religiöse Bräuche pflegt die Familie nicht.

Die neuen „Wurzelchen“ wachsen

Eine Rückkehr nach China ist für die Familie kein Thema, die Schweiz erleben sie als ein gutes Land, und die Leute werden als sehr nett empfunden. Fremdenfeindliche Sprüche hat es nicht gegeben. Die Familie hat viel Freude an ihrem Schrebergarten. Sohn Timmy ist angemeldet für das Schweizer Bürgerrecht. Er wird damit sein chinesisches abgeben müssen, weil China kein Doppelbürgerrecht erlaubt. Das bedauert er, nimmt es aber in Kauf. Eine Rückkehr nach China ist auch für ihn nicht vorstellbar, aber seine Herkunft will er trotzdem pflegen.

Vermisst werden Freunde und Verwandte und manchmal auch das Essen aus der Heimat. Andererseits sei sogar das Wetter sehr gut in der Schweiz, denn in Kanton sei es im Sommer sehr heiss und im Winter manchmal kalt. Was deshalb ausgesprochen unangenehm sei, weil es keine Heizungen gebe.



Grossmutter Luo mit Enkeln Timmy und Joey am Teich der Fischzucht des Onkels von Frau Huang. Die Aufnahme entstand 2003 in Jun An.

Denn erstens kommt es anders...

Der Bürgerkrieg in Jugoslawien prägte das Leben der Familie Ilic

Als Petar Ilic 1980 zur Strassenbaufirma Walo Bertschinger kam, tat er es wie viele andere mit dem Plan, für einige Jahre hier zu sein, Geld zu verdienen und dann wieder in seine Heimat zurückzukehren. Doch es kam ganz anders.



Familie Petar und Djuka Ilic
Serbien

Seine Heimat war das Bauerndorf Jasenica, das damals etwa 2'000 Einwohner zählte: Eine „habliche“ Ortschaft mit grossen Höfen in der Provinz Bosnien-Herzegowina des ehemaligen Jugoslawien. Das Gut der Familie Ilic war gross, man betrieb Milchwirtschaft; Schweine und Hühner wurden gezüchtet, eine grosse Garage mit wertvollen landwirtschaftlichen Maschinen und Anlagen war da.

Eigentlich zog also Petar mit 21 Jahren nicht aus Not ins Ausland, sondern um zu helfen, den elterlichen Hof zu vergrössern. Das verdiente Geld hätte dort investiert werden sollen. Er kam unmittelbar nach der Heirat und ohne besondere Ausbildung als Saisonnier nach Schlieren. Er wohnte – wie das damals üblich war – in einer Baracke an der Wiesenstrasse. In die Schweiz kam er, weil er Kollegen hatte, die ihn bei Walo einführten. Er selbst brachte dann durch persönliche Fürsprache

auch Bekannte nach Schlieren: Walo wusste dank dieser Referenz, dass das tüchtige Leute waren, und die damals „Fremdarbeiter“ genannten Einwanderer erhielten gute Arbeitsplätze.

Petar Ilic pendelte nun hin und her. 1984 bekam er die Bewilligung B (Jahresaufenthalt), und jetzt kam auch seine Ehefrau Joka (Jahrgang 1961) mit. Sie stammte aus Spionica, einem Bauerndorf in der Nähe. Sie suchte auch Arbeit, was sich aber als sehr schwierig erwies, denn in jenen Jahren herrschte auch in der Schweiz eine gewisse Rezession. So war sie temporär als Putz- und Waschfrau tätig.

Zwei Kinder erblickten in Jugoslawien das Licht der Welt: Anelka im Jahr 1980, Djuka 1983. Die beiden Mädchen blieben zurück auf dem Hof und in der Obhut der geliebten Grosseltern.

Das war für alle schwer: Für die Kinder war ihr Vater ein Fremder, und Mutter Joka sagt heute, diese dauernden Trennungen seien das Schlimmste gewesen. Niemandem würde sie die Situation wünschen und natürlich am allerwenigsten ihren eigenen Kindern. Diese beiden kannten die Schweiz zwar schon, nämlich von ihren Ferien her – aber zu Hause (und sehr glücklich) waren sie bei den Grosseltern.

Der Krieg bricht aus: Was geplant war, wird unmöglich

Um 1990 stiegen die Spannungen in der auseinanderbrechenden Heimat. Zu diesem Zeitpunkt war Joka Ilic schwanger, und so kam die jüngste Tochter Ljubica 1990 in Schlieren auf die Welt. Vater Petar kehrte nicht mehr zurück; er wäre wahrscheinlich ins Militär eingezogen worden. Aber die Kinder kamen weiterhin in die Schweiz in die Ferien, so auch im Sommer 1991. Doch dann riefen plötzlich Grossvater Simo und Grossmutter Mara aus Jasenica an und rieten dringend, sie sollten ihre Kinder nicht mehr zurückbringen! Die Lage war unberechenbar geworden, der Bürgerkrieg zeichnete sich immer deutlicher ab, Jasenica war nicht mehr sicher.

Dabei hatte die jugoslawische Teilrepublik Bosnien-Herzegowina immer als „Jugoslawien im Kleinen“ gegolten: Die Bosnier, Serben und Kroaten hatten friedlich zusammengelebt, und zwar bunt gemischt in jedem Dorf und jedem Bezirk. Zwar war zu jener Zeit das Dorf noch mehrheitlich von Serben bewohnt, aber das war kein Thema. Die Kinder wussten gar nicht,



Grossmutter Mara mit Ljubica, der Jüngsten, bei deren Taufe 1992.



Die Grosseltern Mara und Simo, Mutter Joka Ilic und die Kinder Djuka und Anelka. Im Jahr 1989 vor dem Elternhaus.

welcher Gruppe ihre Spielkameraden angehörten. Sie besuchten einander, spielten quer durch die Volksgruppen, hatten Freunde und Freundinnen da und dort. Auch die Erwachsenen verhielten sich so. Wenn es auch nur wenige Mischehen gab, so lebte man im Werk-Alltag doch völlig pragmatisch miteinander. Tochter Djuka rechnet es ihren Eltern auch heute noch sehr hoch an, dass zu Hause niemals nationalistische Symbole, Kleider, Fahnen oder Slogans verehrt wurden. Streit wurde vermieden; wichtig war der Charakter, nicht die Herkunft. Das hielt die Familie Ilic auch später in der Schweiz so.

Der sich abzeichnende Bürgerkrieg dauerte in Bosnien von dessen Unabhängigkeitserklärung 1992 an bis 1995; man spricht von über 100'000 Toten, darunter viele Zivilisten aller Ethnien.

Die älteste Tochter Anelka verstand im neuen Land sehr wohl, was vorging, aber für Djuka als 7-Jährige war das Geschehen unverständlich. Sie vermisste ihre Lieblingspuppe, sie durfte nicht mehr mit den Grosseltern telefonieren und wenn, dann konnte man nicht offen sprechen, weil die Gespräche abgehört wurden. Zeitweise riss der Kontakt völlig ab, und die Ungewissheit, wie es den Angehörigen geht, war enorm belastend.

War die Heimat Kriegsgebiet, war der Hof zerstört? Für die beiden älteren Schwestern war die „Verpflanzung“ in die Schweiz hart: Beide hatten ihre Heimat geliebt. Auch besuchten sie dort gerne die Schule – trotz des einstündigen Schulweges!

Zwischen den Sommer- und Herbstferien blieben also die Kinder in Schlieren, wurden schliesslich angemeldet und besuchten nach den Herbstferien die Schulen. Das bedeutete anfänglich den Besuch der Einschulungsklasse (E) für ein Jahr, anschliessend Eintritt in die 2., beziehungsweise 5. Normalklasse. Vor allem Djuka tat sich anfänglich schwer, fühlte sich nicht wohl und wurde auch ausgelacht – nicht wegen der Nationalität, sondern wegen der Sprache. Aber sie hatte ja nicht hierher kommen wollen! Dennoch lebte sich die Familie hier ein, auch Djuka fand sich mehr und mehr zurecht. Sie ist vielen Lehrern, vor allem auch auf der Oberstufe, bis heute dankbar für die stabile und gute Führung.

Nun trat der Gedanke an eine Heimkehr für die Eltern zunehmend in den Hintergrund. Die Familie bezog eine Wohnung an der Lätten- und dann an der Gartenstrasse.

In einer ruhigen Phase der Unruhen kehrte die Familie im Jahre 1992

nochmals in die Heimat Jasenica zurück. Das jüngste Kind wurde getauft. Zwar sind die Ilics inzwischen mehrmals nach Bosnien gereist, aber Djuka ist niemals wieder in ihrem Heimatdorf gewesen. Auch heute, sagt sie, ist sie noch nicht reif dafür: Zu viel hat sich verändert, und sie möchte es so in Erinnerung behalten, wie es für sie als Kleinkind war.

Jedenfalls fand sie ohne Probleme eine Lehrstelle im Verkauf beim Modehaus Spengler in Zürich, dem schloss sie eine weitere zweijährige Lehre im Detailhandel bei Globus an. Das gibt ihr mehr und spannende Aufgaben im Bereich Büro-Arbeiten, Kassa und in der Personalführung. Sie ist dem Warenhaus weiterhin stark verbunden, weil die Firma ihre Angestellten sehr respektvoll und mit grosser Wertschätzung behandle.

Ihre Eltern wohnen inzwischen an der Zürcherstrasse, ihr Vater arbeitet bei der Migros. Die ganze Familie (Eltern, Onkel und die beiden Tanten) wohnt in der Schweiz, wie auch die drei Schlieremer Kinder, die wir jetzt kennen gelernt haben. Die jüngere Generation hat den Schweizer Pass und fühlt sich hier zu Hause.

Ilics sind orthodoxe Christen und pflegen diesen Glauben und dessen Bräuche. Aber zur Freude der Kinder gibt es die Weihnachts-Geschenke schon zur hiesigen Weihnachtszeit (also am 25. Dezember) und nicht erst am 7. Januar. Auch Ostern wird gefeiert, und die Familie findet es schön, dass dieses hohe Fest von Zeit zu Zeit gemeinsam mit den anderen Christen begangen werden kann.

Und unterdessen in Bosnien?

Was aber geschah während der Kriegsjahre in Bosnien? Nun, die Grosseltern hatten mit ihren Befürchtungen leider recht behalten. Sie wurden von ihrem Land vertrieben, mussten innert Minuten ihren Hof verlassen und durften



Das Haus der Familie in Jasenica
mitte der 1980er-Jahre.



Dos Dorf Jasenica: Rechts unten ist das Schulhaus, in dem Djuka noch zur Schule ging.

nur mitnehmen, was sie auf dem Leib trugen. Zunächst kamen sie mit anderen Flüchtlingen aus der Region in die Stadt Bijeljina (auch im Nordosten von Bosnien). Sie bezogen ein Haus, das Moslems gehörte, und bewohnten es gemeinsam. Die beiden Familien verstanden sich sehr gut – es war Krieg, Hilfe und Aufnahme von Flüchtlingen war vorgeschrieben. Später zog diese Gastgeber-Familie weiter, wie auch fast alle anderen Moslems; die Grosseltern Ilic konnten (vorläufig) bleiben. Heute ist Bijeljina fast vollständig von Serben bewohnt, während es früher auch eher gemischt war. Die Flüchtlinge aus Jasenica sind heute in alle Winde zerstreut.

In den alten Hof der Ilics in Jasenica waren, im Zug dieser erzwungenen Völkerverschiebungen, Moslems eingezogen, ihrerseits von irgendwo vertrieben. Sie pflegten ihn sehr gut. Ilics konnten ihr Gehöft nach dem Krieg noch einmal besuchen, aber irgendwelche Ansprüche konnten keine gestellt werden. Jedenfalls zogen diese Bosnier auch wieder weiter, andere Leute kamen. Das Haus wurde vernachlässigt; was nicht niet- und nagelfest war wurde gestohlen. Heute ist es ruiniert und nicht mehr bewohnbar.

Bis 1998 lebten die Grosseltern also in Bijeljina und die „Schweizer“ Kinder

waren im Sommer bei ihnen in den Ferien. Für die Kinder war es übrigens eine schöne Zeit in dieser Stadt. Inzwischen hatten die Eltern Ilic nochmals bei Null begonnen und in Bogatic (im Nordwesten von Serbien) ein neues Haus gebaut. Im Jahr 2000 wurde es fertig, die Grosseltern zogen dorthin und leben heute noch dort.

Wir können nur erahnen, was da alles geschehen ist – so haben die Grosseltern Ilic erst vor drei Jahren angefangen, davon zu erzählen. Die Kriegszeit war ein grosser Bruch; sie haben alles verloren, Verwandte starben, junge Männer, die in die serbische Armee mussten. Aber sie hatten den Willen, alles nochmals aufzubauen. Viele Wunden sind noch nicht verheilt; wir haben ja gehört, dass auch Tochter Djuka bis heute nicht in das ursprüngliche Dorf ihrer Heimat zurückkehren mag: Der Schmerz ist immer noch zu gross. Sie besitzt den Schweizer Pass, da sie hier aufgewachsen und in die Schule gegangen ist. Eine andere Staatsangehörigkeit hat sie nicht, und sie fühlt sich sehr wohl so.

Djuka hat sich beruflich und privat vollkommen in der Schweiz eingelebt und das erst noch sehr erfolgreich.

Die Eltern Ilic möchten nach der Pensionierung nach Serbien zurückzukehren. Der Vater etwas mehr, obwohl er

drei Geschwister in der Schweiz hat; die Mutter etwas weniger wegen der Kinder, die hier leben.

Was Djuka an der Schweiz gut findet: Alles ist klar geregelt, die Sauberkeit, die guten Möglichkeiten für Aus- und Weiterbildung und – nicht zuletzt, dass es wenig Unterschied gibt zwischen reich und arm. Weniger gut, ja ärgerlich findet sie, dass die Toleranz gegenüber Drogen so gross ist und die erst noch fast öffentlich gehandelt werden. Es stört sie fest, dass alle „Jugos“ in einen Topf geworfen werden und manche nicht differenzieren. Sie vermisst auch, dass man in unserem Lande häufig ein „bisschen für sich“ ist und dass „die Schweizer zu wenig Kinder haben“.

Und was ist mit dem Länderspiel? Fussball interessiert sie nicht wirklich, aber nach kurzem Zögern kommt entschlossen die Antwort: Immer für die Schweiz – ausser natürlich, wenn gegen Serbien gespielt wird.

Kindheit im Krieg

Ein bewegtes und interessantes Leben zwischen London und Schlieren

Als Dorothy Benn im Oktober 1934 als jüngstes von vier Kindern im englischen Hampstead (London) geboren wurde, ahnte kaum jemand, welche gewaltigen Umwälzungen bevorstanden.



Dorothy Küffer-Benn Grossbritannien

An Dorothys fünften Geburtstag herrschte in Europa Krieg, und alle Kinder waren – wegen Luftangriffen der Deutschen – aus London evakuiert. So kam sie, zusammen mit ihrer Mutter und drei Geschwistern, aus dem idyllischen Nord-London (Hampstead) in ein etwa 30 Meilen nördlich gelegenes Dörfchen in der Nähe von Harpenden (Hertfordshire). Diese Evakuierungen waren behördlich angeordnet. Die Besitzer der Unterkünfte waren zur Aufnahme verpflichtet und wurden dafür vom Staat entschädigt. Nicht alle machten das gern: Die zugeteilten Evakuierten „störten“ das Dorfleben, aber im Krieg sah man die Notwendigkeit ein. Die Gäste blieben lange Zeit die Fremden, die „Londoners“, und sie vermissten ihrerseits die Stadt.

Es war ein Glück für die Familie Benn, dass ihre Mutter mitreisen konnte, denn meistens wurden die Kinder ohne ihre Eltern in ein sicheres Gebiet gebracht. So machte die Mutter denn zusammen mit ihren vier Kindern eine Odyssee von Unterkunft zu Unterkunft und blieb schliesslich im Dorf Redbourn, etwa 5 Meilen von St. Albans entfernt. Aber die Familie konnte nicht zusammenbleiben. Bob, der älteste Sohn, kam zu einer Familie im Dorf, die älteste Tochter Betty verschlug es nach St. Albans. Dort besuchte Dorothy die Primarschule.

Für den Lebensunterhalt ging die Mutter putzen und fand dabei für sich und die beiden jüngsten Kinder (Ted und Dorothy) eine Bleibe für längere Zeit. Das war in einem grossen Haus im Dorf, wo sie als Köchin und Haushälterin für eine ältere Witwe

arbeitete – sieben Tage die Woche und immer auf Abruf. Dorothy und ihre Brüder besuchten die „Londoner Schule“, welche von East London ins lokale Gemeinschaftszentrum evakuiert worden war. Zwar hatte es die Mutter streng, aber die Familie war glücklich, wenigstens sonntags zusammenzukommen.

Vom Krieg selber bekamen die Benns wenig mit. Immerhin blieb die Erinnerung an die drohenden V1- und V2-Raketen, „Doodlebugs“, wie sie in England genannt wurden. Heute würde man diese unbemannten Geräte Marschflugkörper nennen. Sie trugen einen Sprengkopf mit zirka 800 Kilogramm Sprengladung und wurden von den Deutschen gegen Kriegsende vor allem gegen London und Antwerpen eingesetzt. Sie flogen sehr tief, man hörte sie längere Zeit mit ihrem brummenden „Tuk-tuk-tuk“.

Wenn das Geräusch aufhörte, wartete man bange auf die Explosion. Glücklicherweise schlugen nur zwei dieser „Doodlebugs“ auf Feldern nahe des Dorfes ein und verursachten keinen Schaden. (Dorothy wundert sich noch heute, dass Premierminister Winston Churchill so sicher war, dass die Kinder hier gut aufgehoben sein sollten...).

Als der Krieg 1945 vorbei war, gab es im ganzen Land grosse Strassenfeste. Viele Familien zogen wieder nach London zurück, aber die Benns blieben in Redbourn, denn ihre Wohnung in Hampstead war längst von einer anderen Familie übernommen worden. Der Vater war kurz vor Kriegsende gestorben. Tochter Betty kehrte mit ihrer Schule zurück nach Hampstead und lebte dort mit ihrer Tante, welche keine eigenen Kinder hatte. Bob schloss sich wieder der Mutter und den beiden anderen Geschwistern



Familie Benn am Strand von Ramsgate, fully dressed. Aufgenommen von einem Wanderfotografen im Jahr 1939. Onkel Dick, Tante Gert, Mutter Alice, Bruder Bob, Dorothy, Schwester Betty und Bruder Ted.



Tante Gert, Dorothy und Schwester Betty in der damaligen Bademode. Bruder Bob (hinten) kümmert's wenig.



1940 im ivy cottage (Efeu-Häuschen) in Redbourn: Dorothy und Betty mit Mister Cunningham.

an, welche nun in einer Mietwohnung lebten. Mit 14 begann er eine Lehre als Elektriker. Dafür musste er bei jedem Wetter täglich mit dem Rad und dem schweren Werkzeugkasten auf dem Rücken fünf Meilen nach St. Albans fahren. Vom dortigen Firmensitz aus ging's dann weiter (immer mit seinem Lehrmeister) zu den Kunden. Nachts fuhr er dann wieder nach Hause!

Ted hatte ein Stipendium für die Mittelschule in St. Albans gewonnen. Dorothy musste per Schulbus in die örtliche „Secondary Modern School“ in Harpenden wechseln und lernte so die Kinder aus dem Ort kennen. Im letzten Schuljahr konnte sie dank einem genialen Headmaster Tanz-, Schreibmaschinen- und Stenographie-Unterricht geniessen. Das sollte ihr später sehr zustatten kommen. Die Mutter war jetzt unabhängig und konnte einen gut bezahlten Halbtages-Job bei einer Familie annehmen, welche ihre Fähigkeiten schätzte.

Die Zeiten waren nicht leicht; es galt immer noch (bis ins Jahr 1948) die Rationierung. Alle waren in dieser Zeit froh, wenn sie genug zu essen und ein Dach über dem Kopf hatten. Ferien konnte sich niemand leisten, aber

ab und zu bestieg das ganze Dorf Busse und fuhr, mit viel Gesang und Gelächter, für einen Tag zum nächsten Küstenort (Southend oder Clacton).

Im Januar 1950 schloss Dorothy die Schule ab und fand in St. Albans ohne Probleme gute Stellen. Sie lernte in der Praxis, „learning by doing“ war ihr Credo, und zudem besuchte sie Abendkurse. Sie arbeitete 18 Monate lang in London, was jeden Tag 30 Meilen Fahrt mit Bus und den damaligen Dampfzügen bedeutete.

Nach dem Krieg galt Wehrpflicht in Grossbritannien, und alle jungen Männer mussten zwei Jahre in der Armee dienen. Bob wählte die Royal Air Force und diente dort, dank seiner Fachkenntnisse als Elektriker, im Unterhalt von Militärflugzeugen. Auch Ted wählte später die Royal Air Force. In dieser Zeit wurde Dorothy von den Brüdern angefragt, ob sie ihnen nicht Tanzunterricht erteilen wolle. Wie sonst hätten die beiden eine Freundin finden sollen...?

St. Albans war in jener Zeit die Zentrale der Jugendherbergen. Dorothy arbeitete ab 1957 in dieser internationalen Organisation und plante Feriencamp mit Wanderungen, Segeln und

Velofahren für Kinder. Eine Freundin animierte sie, sich auf ein Inserat der Weltgesundheits-Organisation in Genf zu bewerben. Gleichzeitig bewarb sie sich auch beim Europarat in Strassburg. An beiden Orten hatte ihre Bewerbung Erfolg, aber sie entschloss sich – mit zehn anderen Engländerinnen – den Schritt nach Genf zu tun. So kam sie im April 1958 in die Calvin-Stadt. Der Einsatz war für zwei Jahre geplant, aber sie blieb fast drei Jahre.

1959 lernte sie in Genf beim Tanzen ihren späteren Ehemann kennen, welcher fünf Jahre bei Séchéron als Dreher arbeitete. Dazu gehörte ein etwas spezielles Tauschgeschäft: Er war Deutschschweizer und dankbar für ihre Unterstützung im Englischen; sie hingegen besass eine Lambretta (das war ein beliebter italienischer Motorroller) und dankbar für seine Betreuung, denn sie hatte nur den Lernfahrausweis. Ab Oktober 1960 konnte er für sechs Monate als Trainee (Auszubildender) in England arbeiten. Dorothy ihrerseits kehrte im Dezember 1960 dorthin zurück.

Keine Arbeit in England: Die Küffers kommen in die Schweiz
Beruflich niederlassen konnte man sich als Fremder in England damals

nicht, die Gewerkschaften waren zu stur und zu mächtig. Premier Maggie Thatcher brach später die Macht dieser Gewerkschaften in England, aber auf die „eiserne Lady“ werden wir später nochmals zurückkommen.

Die jungen Leute beschlossen, im Sommer 1961 zu heiraten und dann in der Schweiz zu leben – wo dank Hochkonjunktur Arbeitskräftemangel bestand.

Die Hochzeitsreise führte die beiden (selbstverständlich auf der Lambretta) in zehn Tagen von London über Oostende nach Zürich-Wipkingen, wo sie ein Zimmer bewohnten. Ihr Mann arbeitete bei Escher Wyss, Dorothy in verschiedenen Firmen über die Temporär-Vermittlung Manpower. Die englische Muttersprache und die weitgefächerte kaufmännische Bildung halfen natürlich bei den vielen internationalen Firmen.

Übers Wochenende stand immer die Wohnungssuche per Lambretta auf dem Programm, denn Zürich war auch damals schon ein teures Pflaster und Wohnungen rar. So fand sich denn in Schlieren am Mühleacker eine Genossenschaftswohnung. Im Dezember 1962 zogen die Küffer-Benns ein und blieben dieser Wahlheimat seither treu.

Mundart ist schwierig – auch für eine Sprachlehrerin

Nach und nach kamen nun die drei Kinder zur Welt, mit denen die Mutter ausschliesslich englisch sprach (geantwortet wurde meist auf deutsch). Alle Kinder haben eine Beziehung zu England, leben aber in der Schweiz und sind Doppelbürger.

Eine hübsche Geschichte aus der Kindheit von Sohn André: Er war im Schlieremer Kindergarten – neben einem Italienerkind – der einzige „Ausländer“ und kam eines Tages nach Hause mit der Bemerkung: „Mami, ich

rede kein Englisch mehr mit dir, ich will ein Schweizer Bub sein!“ Für die Mutter aber war das Zürich-Deutsch sehr, sehr schwierig: Sie meint, gerade wir Zürcher sprächen sehr schnell und Lehrmittel gab es auch keine damals. Eine aus St. Gallen stammende Nachbarin half ihr dann, den Zugang zu unserem Idiom zu finden, aber das dauerte fünf Jahre. Vielleicht auch deswegen war die Anfangszeit in unserem Land schwer; das Heimweh plagte sie damals sehr.

Mit dem Grösserwerden der Kinder konnte Dorothy Küffer wieder in ihrem Beruf als Sekretärin arbeiten. Daneben übernahm sie Konversations-Kurse in Englisch bei der Freizeitvereinigung Schlieren. Sie erweiterte und ergänzte diese Unterrichtsverpflichtung auf normalen Sprachunterricht, was sie bis heute mit viel Freude und Stolz erfüllt.

Seit dem letzten Schlierefäscht ist Dorothy Küffer-Benn auch „Schliernerin“ und damit Doppelbürgerin: Die vorerwähnte englische Premierministerin Margaret Thatcher hatte nämlich dafür gesorgt, dass auch

englische Frauen (nicht nur die Männer) ihr ursprüngliches Bürgerrecht behalten durften. Ebenso konnten ihre Kinder Briten werden und gleichzeitig Schweizer bleiben. Sie schätzt an der Schweiz die Zurückhaltung der Bewohner (fand aber vor allem anfänglich, dass diese Zurückhaltung manchmal etwas weit gehe). Aus der alten Heimat, die sie jährlich zwei- bis dreimal besucht, vermisst sie nichts, nicht einmal Fish and Chips (denn die gebe es mittlerweile auch im Hauptbahnhof Zürich). Und die berühmte Frage nach der Sympathie beim Fussball-Länderspiel wird lächelnd, aber wie aus der Pistole geschossen mit „England, natürlich“ beantwortet.

Dank des jahrelangen Unterrichtens in Schlieren hat Dorothy einen grossen Bekanntenkreis, und zwar in englischen wie auch in schweizer Kreisen. Sie ist auch stolze Grossmutter ihrer fünf Grosskinder.

Für die Integration hat sie denn auch den Rat, dass halt die „Fremden“ (eine solche war sie einst selber) auf die Schweizer zugehen müssten.



1940 beim Besuch von Tante und Onkel im ivy cottage: In der Mitte Mutter Alice und Dorothy.

Aufbruch in die Hochkonjunktur

Die Familie Matijasic hat sich ausgezeichnet in der Schweiz integriert

Ana und Ivica Matijasic haben 1969 geheiratet, und als sie anfangs der 1970er-Jahre in die Schweiz kamen, sollte dies nur eine Zwischenstation sein. Doch dann entschieden sie sich für die Schweiz und die Integration. Ein Entscheid, den sie nicht bereut haben; sie sind hier heimisch geworden.



Familie
Ana und Ivica
Matijasic

Wir schreiben das Jahr 1967. Jugoslawien ist immer noch der im Osten beneidete Vielvölkerstaat „Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien“, geformt von Marschall Tito. Sie besteht aus den sechs Teilrepubliken Bosnien und Herzegowina, Kroatien, Mazedonien, Montenegro, Serbien, Slowenien sowie den zwei autonomen Provinzen innerhalb Serbiens, Kosovo und Vojvodina. Eigentlich ein recht ausgewogenes Gebilde in einer unruhigen Ecke der Welt – sollte man meinen. Aber die Zeichen stehen auf Sturm.

Ein gewisser beruflicher Erfolg ist allerdings vorhanden, kann sich Ivica doch einen roten Zastava 750 (eigentlich ein Fiat 600, gebaut in der Fabrik „Rote Fahne“ in Kragujevac) leisten. Damit fährt die stolze Familie in vier Stunden auf schlechten Strassen, von Zagreb nach Rijeka ans Meer.

In den Bruderländern hinter dem damaligen Eisernen Vorhang Russlands regt sich die Freiheit: Der Prager Frühling ist für den Ostblock eine massive Bedrohung; die Russen marschieren ein und würgen die Bewegung ab. In Jugoslawien weiss man nicht, wie weit die Russen Titos „dritten Weg“, abseits der Blöcke, tolerieren werden. Im Lande selbst hält die Klammer Titos, der Kommunismus, die einzelnen Gliedstaaten nur noch mühsam zusammen.

Das spürt auch Ivica Matijasic. Er ist Kroat und hat soeben seinen zweijährigen Militärdienst beendet – in der jugoslawischen Volksarmee, deren obere Kader und bestimmte Truppenteile zunehmend von Serben dominiert werden.

Er arbeitet als Elektriker in einer Fabrik in Zagreb, ist erfolgreich, wird gewählt als Präsident der Jugendpartei. Er sieht aber auch die Korruption, die Privilegien der Parteioberen. Er äussert seine Meinung, macht unliebsame Vorschläge und wird prompt abgewählt. Er verliert seine Arbeit und will, wie er sagt, „mit der Kommunisten-Bande“ nichts mehr zu tun haben.

Gleichzeitig lernt er Ana Gec, seine Frau kennen, die er 1969 heiratet. Ana hat eigentlich den Gymnasium-Abschluss und will studieren, doch das ist nicht so einfach: Es braucht Beziehungen und kostet Geld. Die Lebenssituation ist schwierig, wohin soll der Weg das junge Paar in Zukunft führen?

Viele in Jugoslawien blicken in dieser Zeit nach Deutschland. Der Bürger-

krieg wirft seine Schatten voraus; diejenigen, die auswandern, fühlen sich nicht als Jugoslawen, sondern als Serben oder Kroaten. Im Westen herrscht Hochkonjunktur. Überall werden Fachkräfte gesucht, Arbeitsbewilligungen werden schnell erteilt. Auch Ivica Matijasic lässt sich beraten von einem Wirtschaftsanwalt. Zürich soll das Ziel sein, und so erhält Ivica von der Firma Kummler und Matter einen Arbeitsvertrag, anschliessend das Visum. Als er am 15. Dezember 1970 im Zürcher HB ankommt, ist sein einziges deutsches Wort „Taxi“. Übrigens arbeitet er heute noch für diese Firma.

Es folgen die üblichen Stationen eines, wie sie damals genannt werden, Fremdarbeiters. Tuberkulose-Kontrolle, Wohnheim, erstes Zimmer im Römerschlössli Schlieren, dann etwa zehn Jahre an der Urdorferstrasse 50



Ivica Matijasic nach der Entlassung aus der Armee. Der Zastava 750 (ein Lizenzprodukt der sozialistischen Industrie, eigentlich eine abgespeckte Version des Fiat 600), genannt „Fico“, war damals (1969) der ganze Stolz der Familie.



Ana mit Schwester Mira um 1959 im damals typischen Matrosenkleid vor dem elterlichen Hof.



Ana als Gymnastin um 1967 in Sesvete, einem Vorort von Zagreb.



Ivica Matijasic mit der Hündin Lila. Aufnahme aus dem Jahre 1963, während seiner Lehrzeit.

und vor 30 Jahren dann der Umzug an die Kampstrasse, wo Matijasics heute noch wohnen. Die ersten Jahre gilt der Status B, welcher bedeutet, dass die Bewilligung jedes Jahr erneuert werden muss; darauf folgt der Status C mit der Dauerbewilligung und 1996 die Einbürgerung.

Doch geplant war das so nicht! Die Schweiz sollte nur eine Zwischenstation sein – vielleicht ein, zwei Jahre, dann würde man eine Wohnung in Kroatien kaufen und wieder zurückkehren. Doch es kam ganz anders. Die Matijasics leben zwar die ersten paar Monate vorwiegend mit Landsleuten zusammen, beschliessen dann aber, die Sprache zu lernen und sich hier zu integrieren. Ana Matijasic arbeitete unter anderem im ehemaligen Café Ascot bei dessen langjährigem Pächter Toni Walder sowie später für Jahre in der Toni Molkerei in Zürich.

Es gibt nur eine kurze Zeit, wo die Rückkehr ernsthaft thematisiert wird. Aber dann wird 1983 der Sohn Peter geboren, und dieser lässt die Schweizer Wurzeln wachsen: Er glänzt in der Schule, macht eine Berufslehre bei Brem & Schwarz. Seine Heimat ist die Schweiz. Heute lebt und arbeitet er in der Innerschweiz.

Erfolgreiche Integration

Die Matijasics integrieren sich und sind beliebt: In der Stadtjugendmusik, beim Kochclub Eintopf und im Umkreis der katholischen Kirche werden Ämter übernommen. Ivica sagt heute, dass er wegen seinem Namen niemals einen Nachteil gehabt habe oder Hänseleien ausgesetzt gewesen sei. Allerdings hat sich die Familie auch sehr bemüht, die hiesige Sprache schnell zu lernen. Ana versteht bis heute nicht, dass es Leute gibt, die auch nach langen Jahren in der Schweiz kaum Deutsch sprechen. Dazu, so ist sie überzeugt, brauche es keine Kurse. Ein Wörterbuch und die Bereitschaft zu lernen genügten vollauf.

Wie grossen Anteil die Matijasics an ihrer alten Heimat nehmen, zeigt, dass sie während des Bürgerkrieges für das kroatische humanitäre Forum Möbel und Hilfsgüter sammelten und ins Kriegsgebiet sandten – und dies nicht nur nach Kroatien. Auch Verbandsmaterial wurde 1992/93 nach Pula in ein Armeespital gebracht, und dieses Erlebnis bewegt Ivica heute noch stark, ebenso wie das Kriegstrauma, unter dem ein Bruder leidet. Auch wenn die Matijasics sich hundertprozentig als Schweizer fühlen:

Die kroatischen Wurzeln sind nicht gekappt. Es ist einfach so, dass in all den Jahren die Schweizer Wurzeln stärker geworden sind. Der Kroatische Pass ist immer noch da, und wenn man im Sommer zurückfährt („mir göhnd hei“), ist es Teil der Heimat. Am ehesten vermisst wird die Verwandtschaft, aber die Bande zur Herkunftsfamilie sind nicht mehr so eng; viele sind inzwischen gestorben. Nach einigen Wochen ist es genug, man fühlt sich dann in der ursprünglichen Heimat schon etwas fremd und als Ausländer. Und wenn die Rückfahrt dann über den Gotthard (und meist in den Schweizer Regen hinein) führt, weiss man: Wir kommen nach Hause!

Dass es bei einem Fussballmatch Kroatien-Schweiz mit den Gefühlen eng würde, gehört wohl zum Schicksal und Leben einer Auswandererfamilie.

Einwanderer der ersten Stunde

Vor etwa 100 Jahren wanderte Claudia Melonis Grossvater in die Schweiz ein

Zu den Einwanderern der ersten Generation, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, gehörte die Familie Meloni. Sie hat ihre Erinnerungen aufgeschrieben: Wir fassen dieses Bild aus dem damaligen Alltag der „einfachen Leute“ nachstehend zusammen.



Claudia Meloni
Italien

Von 1910 bis 1915 suchten viele arbeitslose Italiener Beschäftigung in der Schweiz und fanden den Weg in die aufstrebende Industriegemeinde Schlieren. Wir wollen von den zugezogenen Familien die Namen Buffon, Cedaro, Capelari, Veronesi, Savonia, Bruni, Vezio, Realini, Bonemetti, Spreafico, Mabelini, Fraccaro, Luisoni, Menozzii, Biondi, Tentardini stellvertretend erwähnen.

Zu ihnen gehörte auch Antonio Meloni, der 1876 in Pozzomaggiore auf Sardinien geboren wurde und 1962 verstarb. Auf Sardinien gab es damals nur Landwirtschaft, weshalb viele wegzogen; zunächst aufs Festland und dann in die Emigration. Das tat auch er, obwohl er schon verheiratet war. So lernte er Ines Simonetti (Jg. 1889) aus Parma kennen, die bereits ein Kind (Rosetta) hatte und deren Vater Schuhmacher war. Die beiden entschlossen sich, in der Schweiz Arbeit

zu suchen. Antonio kam nach Schlieren und fand eine Stelle als Maler im Gaswerk, als „Handwerker 2. Klasse“, wie es in seinem Vertrag hiess. Ines Simonetti wohnte, so hiess das damals noch, als Haushälterin mit ihm zusammen. Gemeinsam hatten sie die Kinder Mario (geb. 1917, später nach Spanien ausgewandert) und Claudia (Jg. 1919), welche in Schlieren zur Welt kamen.

Scheidungen waren nicht so einfach wie heute, und schon gar nicht für Emigranten. So heirateten Ines und Antonio erst 1932. Ab diesem Zeitpunkt hiessen endlich alle Kinder Meloni. Eine Rückkehr nach Italien stand für Melonis nie zur Diskussion, schliesslich verfügte der Vater vom Gaswerk her über eine gute Pension. Er selbst kehrte auch kaum einmal nach Sardinien zurück.

Die Patchwork-Familie, wie man heute sagen würde, wohnte zuerst zur

Miete an der Schulstrasse 26, in einem der „Sieben Häuschen“. Erst 1931 konnte sie das Haus Schulstrasse 22 kaufen – auf den Namen von Ines Simonetti übrigens – was für eine Arbeiterfamilie im Gaswerk ein ordentlicher Aufstieg gewesen sein muss. Die Kinder mussten ihre Sparkasseli dafür „schlachten“, was Claudia Meloni noch lange „hart ankam“, wie sie erzählt.

Aber unerklärlich ist der Aufstieg nicht: Viele der Zugewanderten waren sehr tüchtig und aktiv. So wurden beispielsweise Spreaficos und Tentardini als Baumeister und Wirte bekannt. Die Eltern Meloni waren „gschaffige“ und sparsame Leute. So verstärkte der Vater die Schuhe seiner Kinder stets mit „Iseli“, kleine, gebogene Metallplättchen, die auf die Sohle und den Spitz der Schuhe genagelt wurden. Der Schuhmacher oder neue Gummi- oder Ledersohlen waren zu teuer. So hörte man damals schon von weit her, wer seine Schuhe schonen musste.

Viele Italienerfrauen mussten mit Heimarbeiten Geld dazu verdienen. So auch Ines Meloni. Als Näherin sass sie unzählige Stunden an ihrer Singer-Nähmaschine (zunächst mit Tretantrieb, später mit Motor) und kam meist erst sehr spät ins Bett. Dank des Korsetts hatte sie aber keine Rückenschmerzen. Sie arbeitete als Näherin für die Firmen Levy und El-El AG in Zürich. Für das Nähen eines ganzen Kleides bekam sie maximal zwei Franken.

„Gschaffig“ war auch sie: Am Morgen stets die Erste und abends die Letzte an der Arbeit. Ihre Tochter Claudia

beschreibt sie als schöne, ehrgeizige Frau. Auch der Hauskauf 1931 auf ihren Mädchennamen zeigt, dass sie eine echte Persönlichkeit war.

Viele Einwanderer waren politisch interessiert und organisierten am 1. Mai einen Umzug oder beteiligten sich daran. Auch Antonio Meloni war ein politischer Mensch. Die Kommunisten waren bei den Arbeitern im Gaswerk die stärkste Partei, waren aber verboten, was die Italiener nicht hinderte zu singen „La bandiera rossa della libertà“. Mutter Meloni ihrerseits hatte immer eine italienische Zeitung abonniert, am meisten schätzte sie den „Corriere della Sera“. Auch das deutet darauf hin, dass diese Einwanderer der ersten Stunde aktive Leute gewesen sein mussten. Sie waren offenbar nicht tieferreligiös: So wurden in der Familie der Melonis nicht alle Kinder getauft.

Claudia Meloni besuchte die Volksschule in Schlieren. Sie hat keine Erinnerungen, dass sie etwa schlecht behandelt oder als Fremde ausgestossen worden wäre. Wie das damals üblich war, absolvierte sie nach der Volksschule ein Welschlandjahr in Genf. Diese Zeit war geprägt von harter Arbeit in einer Bäckerei. Keine Sprachschule, sondern „chrampfe ohne Ende“, wie sie sich erinnert. Es folgte die Berufslehre als Verkäuferin in Zürich, und dann arbeitete sie an verschiedenen Orten im Büro, unter anderem auch für den Kanton Zürich. Sie heiratete früh und lebte für einige Zeit in Altstetten, ehe sie ins Elternhaus nach Schlieren zurückkehrte. Sie besass nach dem Zweiten Weltkrieg eine Lambretta, ihr erster Ehemann ein Motorrad mit Seitenwagen. Da gab es auch einen Motorrad-Club, mit dem man Sonntags-Ausfahrten unternahm. Sie war eine der ersten Frauen, die den Auto-Fahrausweis besass und dazu noch ein BMW-Cabrio fuhr!! 1941 kam Tochter Verena auf die Welt.



Die Gaswerk-Belegschaft bei der Eröffnung im Jahre 1898.

Wir werfen nun einen Blick auf das Alltagsleben am Anfang des 20. Jahrhunderts, so wie es uns Claudia Meloni im stolzen Alter von 90 Jahren schilderte.

Die Damen trugen Röcke oder Jupes, dazu ein Korsett (da musste stets jemand beim Schnüren helfen) oder ein Mieder, die Mädchen später Gummischlüpfer. Es kamen die ersten (sehr teuren) Strumpfhosen für Frauen. Diese waren so kostbar, dass es Frauen gab, die gegen Bezahlung die Fallmaschen heraufzogen. Unvorstellbar war es damals, ohne einen Hut, eventuell mit einem schönem Schleier vor dem Gesicht, auszugehen. Im Winter trug man einen „Muff“: Das war eine Fellrolle, um den Hals gehängt, in die man die Hände versteckte. Mädchen trugen handgestrickte, dicke Wollhosen.

Reiche Frauen leisteten sich oft einen Fuchspelz. Im Tram und in der Bahn wurde überall „glismet“, gestickt und gehäkelt. Ein bisschen eitel war man aber auch: Die Haare wurden mit hübschen Bündeln geschmückt, und rote Backen ergaben sich, wenn man sie mit der Packung eines bestimmten, roten Zichorienpapiers einrieb; vermutlich von Kaffee Hag (Zichorien wurden benutzt, um den Kaffee zu strecken).

Die Kleiderwelt der Herren war nicht so vielfältig; immerhin trugen noble Herren schwarze Gamaschen über

den Schuhen und vielleicht elegante Spazierstöcke, in denen ein Schirm eingebaut war. Auch sie trugen Hüte, doch als diese aus der Mode gerieten, verschwanden auch die Hutgeschäfte.

Das Leben war einfach. Als die ersten Papier-Einkaufstaschen abgegeben wurden, sammelte man diese und schickte sie ins Ausland. Überhaupt wurde alles wieder verwendet: Zeitungspapier und Karton wurde in einem grossen Zuber eingeweicht, dann von Hand zu Kugeln geformt, an der Luft getrocknet und schliesslich zum Heizen verwendet. Geheizt wurde sparsam, Brennmaterial war teuer. Zentralheizungen gab es nicht, in den Zimmern fütterte man je nach Bedarf Holzöfen. Abfälle gab es wenig, was man absolut nicht mehr brauchen konnte, warf man in die Grube im Boden (heute steht das Hochhaus Zürcherstrasse 42 dort) welche wiederum ein Eldorado für die Kinder war. Butter stellte man selbst her. Die Milch (offen angeliefert von den Milchmännern Pfenninger und Schnüriger), wurde in einem flachen Gefäss einige Tage stehen gelassen; dann schöpfte man den Rahm ab und stellte daraus mühsam mit einem Schwingbesen oder mit einem Schwinggerät die eigene Butter her.

Die Gesundheit der Leute war in den alten Zeiten nicht immer besser. Viele Leute hatten Würmer, und zwar Spulwürmer (ascariden). Der Grund



Im ehemaligen Schlieremer Josefshaus (vis-à-vis Einmündung Allmend-/Zürcherstrasse) konnten Gastarbeiterinnen von 1902 bis 1912 ihre Kinder in Obhut geben. Getragen wurde die Institution von Nonnen des Ordens der Karmeliterinnen. 1912 dislozierte das Josefshaus nach Dietikon.



Die Geschichte der Familie Meloni ist mit dem Gaswerk eng verbunden.

war, dass in der Regel ausserhalb der Wohnungen, in einem Anbau, ein so genannter „Abtritt“ stand, bestehend aus einem Brett mit einem Loch und einer Fallgrube. Als WC-Papier dienten zugeschnittene Zeitungsblätter. Gegen die Würmer ass und trank man in Milch gesottenen Knoblauch. Wenn das nicht half, musste man zum Arzt. Von ihm bekam man „Wurmzältli“.

Eine Grube (genannt Güllenloch) lag direkt im Erdreich hinter dem Haus. Der herunterfallende Kot und Urin sammelte sich dort, beziehungsweise wurde hinuntergespült. Von Zeit zu Zeit wurde die Grube entleert und zwar als Dünger in den Garten. So befanden sich Würmer und Wurmeier in einem fröhlichen Kreislauf, und erst im Jahre 1970 wurde an der Schulstrasse die Kanalisation angeschlossen.

Claudia Meloni erinnert sich an eine Nierenbeckenentzündung, an deren Folgen sie als Kind fast starb. Antibiotika waren noch nicht erfunden. Viele Kinder litten unter Keuchhusten. Sie wurden in die Hallen des Gaswerks geschickt zum Kuren, was aber nicht unbedingt förderlich war, denn es war kalt und zügig (unter der „Gaswerktherapie“ verstand man die Wirkung der Ammoniakdämpfe, die bei der Verkokung von Kohle entstanden).

Im Garten wurde fast alles Gemüse selbst gezogen, auch italienische Spezialitäten wie die grossen Borlottibohnen. La tuga (eine Art Krautstiele mit Stacheln dran, wurde mit Salz und Olivenöl getunkt und mit Brot und

Käse gegessen), Fenchel und Cicorino rosso gehörten fest zum Menüplan. Auch Pfirsiche, Zwetschgen, Pflaumen und Birnen gediehen.

Nebst der schon erwähnten „Hüsigülle“ wurde der Garten auch mit Rossmist versehen, welchen man von den Fuhrwerken auf der Strasse aufsamelte. Von daher gab es viele sogenannte „Werren“ im Boden, das sind Maulwurfsgrillen, wegen ihrer Grabgänge bei den Gärtnern höchst unbeliebt. Mit den Fuhrwerken brachten Bauern von Birmensdorf, Mettmenstetten und Urdorf ihr Gemüse und ihre Früchte. Von den eigenen Obstbäumen trug man selber nicht benötigte Früchte ins Gaswerk zum Dörren. Oft wurde das Obst auch in einem grossen galvanisierten Topf mit Thermometer sterilisiert; an Festtagen kamen dann die feinen „eingemachten“ Butterbirnen auf den Tisch.

Melonis hielten hinter dem Hause in einem ganz kleinen Gehege Hühner, vor allem als Suppenhühner. Andere Arbeiter des Gaswerks pflegten auf dem Areal neben der Gasibücke Gärten und hielten Kaninchen; auch Vater Meloni kaufte ab und zu eines.

Für Abwechslung auf dem Speisezettel ging der Vater daneben auch auf Schneckenjagd, zum Spargelstechen (wilde Spargeln) und zum Pilzsammeln auf den Gubel und in den Wald. Im Hause stand auf der Winde ein hohes Holzfass mit Deckel, da kamen die Häuschenschnecken hinein und stanzen vor sich hin, bis sie von der Mutter in Essigwasser gekocht wurden.

Fast alle Italiener kannten sich mit Pilzen aus, um Fleisch zu kaufen, fehlte das Geld. Eines Tages ging dann die Kunde wie ein Lauffeuer durchs Dorf, dass die Familie B. giftige Pilze gegessen habe und eine Tochter daran starb (dem Vater hätten die Pilze, so hiess es, nichts anhaben können, er sei starker Alkoholiker gewesen...).

Die Wohnungseinrichtung war einfach. Um die Messer aus Eisen zu putzen und zu schleifen, holte man Sand von der „Fegsandi“ am steilen Berghang des Gubels, bahnseits. In den Wohnungen standen Spucknapfe, welche mit Sägemehl gefüllt waren. Dabei handelte es sich um einfache kleine Holzkisten. Die Männer schnupften alle Tabak und kaueten Tabakblätter (genannt „Schigg“). Daher hatten sie alle ganz braune oder schwarze Zähne. Nach einer gewissen Zeit spuckte man alles in die Spuckkistchen. Die Möbel waren oft wurmstichig. Die Löcher hätten mit Terpentin-Öl und Kitt gestopft werden sollen, doch das war eine echte Sisyphus-Arbeit: Immer wieder drang feines Wurm-Sägemehl heraus.

Zu den Kinderspielen gehörten damals „Fötzeljagden“, „Schinkenlopfis“ und „Versteckis“; beliebt waren auch die Verkäuferlädchen. Man konnte mit Schlittschuhen im Winter auf der Schulstrasse dahinsausen oder mit Schlitten die „Üedi“ (Uitikonstrasse) hinunter rutschen, denn die Winter waren damals regelmässig sehr kalt und schneereich. Beim Bauer Rüttschi fror eine Vertiefung in der Wiese oft zu, was Gelegenheit zum Schlittschuh laufen bot. Diese Schlittschuhe wurden übrigens „Schrubedampferli“ genannt, denn sie wurden mit einem Schraubmechanismus an den normalen Schuhen befestigt. Als Familienausflüge gab es Picknicks im Schlieremer Wald, wo dann eine Hängematte aufgehängt wurde.

ZURÜCK ZU DEN WURZELN

Der Schweizer Grossvater wanderte nach Argentinien aus – sie kam zurück

Die Wurzeln der Familie von Gladys Medina liegen in Oberengstringen. Als die Familie Moor im April 1937 die Schweiz verliess, um als Pioniere in Südamerika ihr Glück zu machen, befand sich Europa in einer tiefen Wirtschaftskrise. Viele Jahre später kehrte sie zurück in die Schweiz und fand hier ihr Glück.



Familie Gladys Medina Argentinien

Die Depression hatte in den 1930er-Jahren die Industrie erfasst, aber auch in der Landwirtschaft tiefe Spuren hinterlassen – die Arbeitslosigkeit war auch in der Schweiz hoch, es herrschte Inflation. Wie in den 1880er-Jahren die USA lockten, so hörten nun viele den Ruf Südamerikas: Dort, so hiess es, konnte man für verhältnismässig wenig Geld ganze Ländereien und Haciendas erwerben. Besonders Argentinien erschien tüchtigen jungen Berufsleuten als gelobtes Land.

Die Schweizer Behörden förderten diese Auswanderung nach Kräften. Da gab es eine „Schweizerische Zentralstelle für überseeisches Siedlungswesen“, welche mit Krediten diese Emigration förderte. Diese Bundesbehörden arbeiteten in Argentinien mit der deutschen Eldorado-Gesellschaft zusammen, welche wiederum den

Neuankömmlingen Land zuwies. Das Wort machte die Runde, dass die Eldorado-Gesellschaft und die Beamten den sichersten Verdienst hatten. Die Schweizer Behörden organisierten, besonders für kinderreiche Armengeössige, Orientierungsveranstaltungen, in denen die Zukunft als Maté-Bauer in leuchtenden Farben geschildert wurde. In den Jahren zwischen 1920 und 1940 zogen etwa 6'000 Schweizer nach Argentinien; noch heute leben etwa 13'000 Nachkommen dort.

Die versprochenen fruchtbaren Ländereien erwiesen sich häufig als Urwald, und das konnte zu einer veritablen „Hölle“ werden. Das Bargeld war in der Regel aufgebraucht, bevor die erste Ernte eingefahren werden konnte. Drei Viertel der Pioniere verarmten, und der „Schweizerische Beobachter“

wies ab 1938 immer wieder auf die „vergessene Schande im Urwald“ hin. Er schrieb von „namenlosem Elend“, „fern von ärztlicher oder seelsorgerischer Hilfe.“ Man darf es dieser Institution hoch anrechnen, dass sie tatkräftige Unterstützung – bis hin zu Rückführungen – organisierte und über all die Jahre am Thema blieb. Es handelte sich schlicht um den Export der Armut, um die Abschiebung nach Übersee. Kein Ruhmesblatt für die Schweiz.

An einer der erwähnten Veranstaltungen in der Schlieremer „Krone“ wurde auch die Familie Moor aus Oberengstringen überzeugt. Man träumte vom Tausch der helvetischen Enge gegen die Weite der Pampas, vom Reichtum, den man dort erwerben konnte. Das muss wahrhaftig verlockend getönt haben in jenen Jahren. So kam es, dass ein Teil der Familie nach Argentinien auswanderte: Urgrossvater Ulrich „Ulrico“ Moor (Jg. 1883), Urgrossmutter Emma Moor-Roth (Jg. 1890) und die jüngeren acht ihrer insgesamt elf Kinder. Darunter war Ulrich Moors Sohn (Jg. 1919) Gladys Medinas Grossvater. Die älteren drei Geschwister, zwei davon aus einer früheren Ehe, blieben hier, da sie schon selbständig waren.

Hoffnungsvolle Auswanderung

Am 17. März 1937 wurde in Zürich das Visum ausgestellt, eine Woche darauf folgte die Einschiffung in Hamburg, und am 20. April erreichte die Auswanderergruppe Buenos Aires. Ziel war, wie für so viele, Puerto Esperanza in der nordöstlichen Provinz Misiones.

In der Hütte der Einwanderer im Jahr 1937. Kein Strom, kein fließendes Wasser. Grossvater Ulrich Moor, Rosa Hacen-Moor und die Kinder Rosa (links), Carlos und Ulisses (rechts). Dieses Bild verdanken wir dem „Schweizerischen Beobachter“, der schon damals mit grosser Ausdauer auf das Los der Auswanderer hinwies.





Am Fasnachtszug in Oberengstringen auf dem Wagen mit Kollegen (Ulrich Moor ist der Fünfte von links). Möglicherweise wurde mit dem Umzugswagen die Auswanderung thematisiert. Aufnahme aus dem Jahr 1937.

Das Dorf Puerto Esperanza (schon der Name weckt Hoffnungen) liegt nahe beim Rio Paraná und wurde 1926 von Schweizer Siedlern namens Keller, Bucher und Scherer gegründet. Sie waren die ersten Pioniere und pflanzten ursprünglich Yerba Mate (ein Teestrauch mit langer Kulturgeschichte in Südamerika) an. Heute hat die Siedlung etwa 15'000 Einwohner, es gibt eine Zellulosefabrik und immer noch den Mate-Anbau. In Puerto Esperanza muss damals eine internationale Gemeinschaft von Auswanderern am Werk gewesen sein: Nebst sehr vielen Schweizern suchten auch Russen, Italiener und andere Europäer ihr Glück.

Ulrich Moors Sohn heiratete 1943 in seiner neuen Heimat Rosa Hachen, eine Schweizerin, die ursprünglich in Brasilien gelebt hatte. Er war ein „Chrampfer“, der niemals krank wurde. Man arbeitete „wie verrückt“ auf der grossflächigen Plantage. Viehzucht, Yerba Mate, Orangen und Mandarinen gab es, zudem Pferde, Kühe und Schweine. Reich wurden die Moors dabei allerdings nicht. Ulrich war im Grunde genommen von Argentinien enttäuscht. Er erzählte seinen Kindern und Enkeln viel aus der Heimat und träumte selbst oft von der Schweiz. Argentinien schien ihm rückständig: Nicht einmal elektrisches Licht gab es! 100 Jahre, meinte er oft, betrage der Rückstand Argentinien. Trotzdem kehrte er nie mehr in die Schweiz zurück. Vielleicht wegen der

auseinander gerissenen Familie, denn er litt darunter und war sehr enttäuscht über den verlorenen Kontakt zu den hier gebliebenen Geschwistern. Diese hatten sich mittlerweile in der Schweiz mehr oder weniger etabliert und kümmerten sich nicht um den Überseezweig der Familie. Vielleicht war er auch enttäuscht, dass er nicht mehr Erfolg in der Fremde hatte. Allerdings ging es, wenn auch langsam, aufwärts.

Die Auswandererfamilie mit ihren neun Kindern führte eigentlich ein Leben wie in der Heimat. Wichtigstes Fest war der 1. August, aber auch Weihnachten wurde – mit grossem Baum und roten Kerzen – gefeiert. Das Dorf war eigentlich eine Schweizer Kolonie, unter all den Landsleuten bestand kein wirklicher Zwang zur Anpassung. Die Auswanderer sprachen nur Zürichdeutsch. Ulrich fühlte sich im Grunde genommen mehr denn je als Schweizer. Er wünschte sich sehr, dass seine neun Kinder auch Schweizerinnen oder Schweizer heiraten würden...

Diesen Gefallen tat ihm aber seine Tochter Erika Moor (Jg. 1946) nicht. Sie heiratete den Argentinier (einen „Indianer“, wie Ulrich Moor zu sagen pflegte) Aparicio Medina, der Maurer von Beruf war. Das Paar hatte drei Kinder, eines davon war Gladys Medina, die 1971 das Licht der Welt erblickte. Die Familienverhältnisse waren nicht

immer einfach, die Ehe war nicht sehr harmonisch. Immerhin sorgte Erika dafür, dass ihre Kinder Spanisch lernten, damit diese nicht das gleiche Schicksal erleiden mussten, das ihr selbst beschieden war. Nur wenn Erika schimpfte, dann tat sie das auf Schweizerdeutsch. Auch Erika hatte ein Traumbild der Heimat. Sie sprach viel von der Schweiz, obwohl sie die ferne Heimat noch nie gesehen hatte, und gab diese Vorstellung an ihre Kinder weiter. Immer wieder hörte Gladys ihre Mutter sagen: „Irgendwann gehe ich in die Schweiz!“ Zwar gab es damals noch keine Internet- und Telefonverbindungen wie heute, aber es gab Heftli, Briefe und die Erzählungen von Grossvater Ulrich.

Mutter Erika war Doppelbürgerin geblieben, und auch die Kinder hatten dieses Privileg. Tochter Gladys lebte, seit sie etwa 17 war, in Rosario, einer Millionenstadt in der Nähe von Buenos Aires. Eine besondere Ausbildung hatte sie nicht genossen und arbeitete – wie viele Frauen in Argentinien – als Familienhilfe, Kinderbetreuerin und Haushälterin. Die Landflucht war und ist in Argentinien gross. Viele träumen von einem besseren Leben in den Städten.

Mit 21 Jahren wurde Gladys von der Schweizer Botschaft angefragt, ob sie das Schweizer Bürgerrecht behalten wolle. Sie entschied sich dafür, ohne allerdings konkrete Rückreise-Pläne

zu haben. Als Gladys und ihre Geschwister schon erwachsen waren, liessen sich die Eltern scheiden und nun machte ihre Mutter wahr, was sie so manches Mal vorausgesagt hatte: Sie zog Ende der 1980er-Jahre in die Schweiz, nach Schlieren, wo noch Verwandte lebten. Allerdings verlief diese „Heimkehr“ nicht so recht erfolgreich. Wohin gehörte sie eigentlich? Sie fühlte sich nie richtig wohl und kehrte einige Jahre später nach Argentinien zurück. Heute lebt sie in El Dorado, einem Ort in der Nähe von Puerto Speranza.

Der Kreis schliesst sich: Wieder in der Schweiz

Inzwischen hatte Gladys in Argentinien einen Jungen geboren, Gonzalo. Doch die wirtschaftlichen Verhältnisse waren schwierig. Arbeitslosigkeit, Geldentwertung und Unruhen prägten die Zeit, so dass nun bei Gladys der Gedanke reifte, es in der Schweiz zu versuchen. Die Mutter war ja schon dort in jenen Jahren, und so zogen Gladys mit Sohn Gonzalo zu ihr nach Schlieren an die Schulstrasse. Zunächst war das nur als Besuch gedacht. Doch Gladys fühlte sich wohl, arbeitete hart und war sich für keine Arbeit zu schade. Bald folgte ihr Partner, und 1996 wurde in Schlieren geheiratet. Doch geschenkt wurde der jungen Familie nichts. Zunächst musste in der Benedikt-Schule die Sprache gelernt werden. Gelehrt wurde aber hochdeutsch – und auf der Strasse sprachen die Leute ganz anders, nämlich diesen unverständlichen Dialekt! Den sprach auch Gonzalo schon bald, gelernt in der Krippe.

Gladys war eine jener tüchtigen Einwandererinnen, die hier ihre Chance packten. Sie arbeitete überall, wo es ging. Bei Chäs-Wägli und Reinigungsfirmen, aber auch als Zimmermädchen. Irgendwie fühlte sie sich wohl hier und hatte Erfolg. Heute arbeitet sie als Gouvernante mit einem 50 Prozent-Pensum für verschiedene

Hotels, organisiert Personal, managt die Materialbestellungen und sorgt für den guten Ablauf.

Weniger gut erging es ihrem Mann. Er wurde hier nie heimisch. Die Sprache, die beruflichen Anforderungen, die fehlende Familie – all das machte ihm zu schaffen. Allen Bemühungen im Interesse der Familie zum Trotz kam es zur Trennung. Er kehrte zurück in seine Heimat Argentinien, was für seinen Sohn Gonzalo natürlich sehr schwierig war. Dieser erlebte das typische Schicksal der Emigranten: Nicht mehr in der ursprünglichen Heimat, aber auch nicht verwurzelt in der neuen. Er idealisierte das Bild seines Vaters und reiste mit 14 Jahren zu ihm nach Argentinien. Aber die Erwartungen erfüllten sich nicht. Zunächst lebte er ein paar Monate bei seinem Vater, dann bei seiner Grossmutter Doris. Schliesslich aber kehrte er in die Schweiz zurück und ist jetzt daran, hier seinen Weg zu finden.

Gladys Medina schmunzelt heute ein wenig, wenn ihr in den Sinn kommt, dass sie einmal gedacht hatte „Einen Schweizer? Nie!“ Sie hat ihren Grossvater als einen sehr strengen und auch ein bisschen sturen Mann in Erinnerung. So vermisst sie denn von Argentinien auch am meisten die Wärme und Herzlichkeit der Menschen, die Spontaneität im Alltag. Sie lebt heute mit einem neuen Partner, einem Schweizer, zusammen. Das Paar hat zwei Kinder, die 3-jährige Vanessa und den 2-jährigen Leandro.

Gladys Medina fühlt sich hier zu Hause und denkt nie an eine Rückkehr nach Argentinien. Fremdenfeindlichkeit hat sie kaum erlebt. Bloss halt, dass die Schweizer ihr Herz nicht so schnell öffnen. Sie beurteilt ihre Situation objektiv und erinnert sich sehr gut an die Unsicherheit und die Kriminalität in Argentinien, auch an die da und dort sichtbare Verwahrlosung. Hier in der Schweiz hat sie sich so-

fort sicher gefühlt. „Hier brauchst du keine Angst zu haben, du hast einen guten und sicheren Lohn für gute Arbeit, und wenn du nicht einverstanden bist, kannst du dich wehren,“ zieht sie heute eine positive Bilanz. Fremden empfiehlt sie, sich ein Stück weit anzupassen. Man müsse das Leben hier und die Unterschiede zur Heimat akzeptieren. Genau das habe ihr Grossvater in Argentinien eigentlich nie gemacht und deshalb sei er nicht Argentinier geworden...

Während sie anfänglich noch Kontakt zu anderen Argentinern gehabt hat, sind ihre Bekannten heute mehrheitlich Schweizer. Das ist natürlich auch durch die berufliche Tätigkeit und die neue Familie bedingt. Als sie, nach sieben Jahren in der Schweiz, wieder einmal zurück nach Argentinien flog, spürte sie eine gewisse Entfremdung.

Allerdings, bei einem Fussballspiel mit der argentinischen Nationalmannschaft, würde ihr Herz auch heute noch blau-weiss schlagen, schmunzelt Gladys Medina.

Eine lustige Episode ist, dass ausgerechnet die Familie Moor 1970 in Argentinien über ihre Familiengeschichte als Einwanderer befragt wurde – vom Beobachter, wie wir einleitend erwähnten. Ein Bild erschien damals von der Familie: Ulrich Moor, Rosa Hachen und die Kinder Rosa, Carlos und Ulisses.



Reisepass von Grossvater „Ulrico“ Moor mit Fingerabdruck.

Die Emigration liegt lange zurück

Alessandro Menozzi wanderte um 1900 in die Schweiz ein

Die Menozzis sind bereits die vierte Generation ihrer Familie in der Schweiz – und so können wir mit ihnen sozusagen ein ganzes Jahrhundert aus der Sicht einer Emigrantenfamilie mitverfolgen.



Albert und
Melanie Menozzi
Italien

Der Anfang liegt in seltsamem Dunkel: Als erster Menozzi taucht Alessandro im Steuerregister der Gemeinde Schlieren von 1910 auf. Geboren wurde er 1857 in einem Städtchen namens Castelnovo di Sotto in der Reggio Emilia. Castelnovo mit heute knapp 9'000 Einwohnern (damals etwa 6'000) liegt etwa 22 Kilometer östlich von Parma. Alessandro muss unmittelbar nach der Jahrhundertwende in Schlieren eingewandert sein; nach mündlicher Überlieferung

im Jahr 1901. Er arbeitete als Hilfsarbeiter, wohl im Gaswerk.

Sein Sohn Luigi Menozzi (1890-1970) wurde auch in Castelnovo geboren und kam 1901 als Kind in die Schweiz. Luigi arbeitete wie viele seiner Landsleute sein Leben lang als tüchtiger, aktiver Bauhandlanger. Nach der Pensionierung betätigte er sich als Wegmacher und arbeitete im Wald. Er wohnte in einem grossen Bauernhaus an der Uitikonerstrasse (heute Eltop),

wegen der vielen Grossfamilien dort auch etwas spöttisch „Chindlifabrik“ genannt. Vor dem Haus betreute er den obligaten Garten; wegen eines Kiosks und der Bushaltestelle musste er ihn dann hinter das Haus zügeln.

Luigi muss ein Geniesser, ein Bonvivant gewesen sein. Dorfbekannt mit seiner Pfeife, herzlich, spontan, offen und kontaktfreudig: Ein „typischer Italiener“ halt, werden seine Zeitgenossen gedacht haben. Vielleicht auch ein „schräger Vogel“, jedenfalls ein Original. Er war viel unterwegs und beliebt, denn er ging auch einkaufen für seine Bekannten. Er heiratete 1920 in Schlieren nicht etwa eine Italienerin, sondern Maria Hanselmann von Frümsen SG, welche in Luzein GR wohnhaft gewesen war.

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg tat er auch Dienst in der italienischen Armee, in der 1890 ausgerufenen Kolonie Eritrea. Als 1922 die italienischen Faschisten (Mussolinis camicie nere, die Schwarzhemden) an die Macht kamen, musste oder wollte er keinen Dienst mehr leisten. Wie die meisten Italiener der ersten Generation stand er politisch links; die Reggio Emilia war und ist Kerngebiet der italienischen Sozialisten. Er reiste 1938 noch einmal nach Italien; dort kam es zu einem grossen Disput mit den Verwandten – möglicherweise wegen deren Sympathie mit dem Duce – und er kehrte nie mehr in sein Heimatland zurück. Vielleicht liegen auch wegen dieser Umstände die Einzelheiten der Auswanderung im Dunkeln.



Mutter Klara Menozzi mit Sohn Albert – um 1950.



Hochzeitsfoto von Grossvater Luigi Menozzi (geb. 1890) und Grossmutter Maria Menozzi-Hanselmann – um 1920.

Die Sache mit dem Militärdienst in Eritrea sollte noch etwas genauer abgeklärt werden, denn eigentlichen Krieg gab es in jenen Jahren nicht mehr. Die italienische Kolonie Eritrea bestand ab 1890 bis 1941. Luigi musste hier einfach Dienst tun mit der italienischen Besatzung, nach einer „Rekrutenschule“ in Italien.

Die dritte Generation: Steiniger Weg zur ersehnten Integration

Die gesellschaftlichen Verhältnisse zu Beginn des 20. Jahrhunderts erscheinen uns heute einigermassen widersprüchlich: Einerseits war vieles festgefügt und bürgerlich wohlstandsgemäss geordnet, andererseits hören wir immer wieder von Tabubrüchen. So lebten damals unverheiratete Paare sehr wohl zusammen (obwohl das „eigentlich“ undenkbar war) – die Frau trat dann einfach als „Haushälterin“ in Erscheinung.

Luigi Menozzi hatte also 1920 geheiratet. Das Paar hatte aber bereits

1918 die Tochter Ursula und 1919 den Sohn Luigi bekommen, welche mit der Heirat „legitimiert“ wurden, wie der amtsdeutsche Ausdruck hiess. Uneheliche Kinder waren nach der damaligen Gesetzgebung sehr benachteiligt und beispielsweise nicht erberechtigt – ganz abgesehen vom fehlenden sozialen Status. Sohn Luigi wurde übrigens während des Zweiten Weltkrieges als Staatenloser interniert und arbeitete in einem Lager am Bau der Sustenstrasse. 1922 folgte das dritte Kind Albert Menozzi. Weil die Mutter eine Schweizerin war (sie verlor zwar mit der Heirat ihr Frümser Bürgerrecht), sprachen alle drei Kinder Schweizerdeutsch, auch mit dem Vater.

Albert Menozzi (1922-2005) steht für die dritte Generation. Er war derjenige aus der Familie, der sich sehr aktiv um die völlige Eingliederung in die neue Heimat bemühte. Er war der einzige der Geschwister, der sich einbürgern lassen wollte. Wegen seiner

schwarzen Haare wurde er oftmals als „Schwarzer Peter“ gehänselt und litt wohl auch darunter, dass sein Vater Luigi ein „Exot“ gewesen war. Heute würde man dies Anpassungsdruck nennen. „Dem Namen nach bin ich italienisch, aber ich bin Schweizer!“, pflegte Albert zu sagen. Das ging so weit, dass sogar sein Essen nicht „ausländisch“ sein durfte. Er machte eine Anlehre als Fräser und arbeitete in Zürich bei der Waffenschmiede Bührle sowie bei der Luwa AG. Noch in Schlieren hatte er sich um die Einbürgerung bemüht, diese war ihm aber verweigert worden. Das ging ihm lange Zeit nach, wie man sagt: Er fühlte sich von Schlieren schlecht behandelt. 1952 heiratete er Klara Schalcher und zog nach Zürich – in Schlieren war es damals für die dritte Generation schwierig bis unmöglich, eine Wohnung zu finden. 1950 war Sohn Albert auf die Welt gekommen, 1952 folgte Heidi und 1955 Bruno. Alle leben in der Schweiz, keines der Geschwister spricht mehr italienisch,



Der stolze Grossvater Luigi Menozzi mit seinem Enkel Albert Menozzi junior – um 1950.

die Beziehungen zu Italien sind nur mehr ganz, ganz schwach. Vergessen wir nicht: Sowohl deren Mutter wie auch die Grossmutter waren ja Schweizerinnen.

Endlich, 1957, erhielten Albert und seine Familie das ersehnte „Landrecht“ und erst noch das Bürgerrecht von Zürich: Gegen Gebühr, wie er immer wieder stolz erwähnte, aber ohne Tests. Die italienische Staatsbürgerschaft gab er ab, und das fiel ihm leicht. Von seinen drei Kindern, also der vierten Generation, wohnt Albert Menozzi-Hegg heute, nach einem „Umweg“ über Dietikon, wieder in Schlieren: Zufällig, weil eine schöne Wohnung frei wurde.

Die Menozzis haben wiederum je ein Kind: Daniela Menozzi und Damian Hegg. Albert machte eine Lehre als FEAM (Fernmelde- und Apparatemonteur) und arbeitet heute im Hausdienst an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Er hat noch gute Erinnerungen aus der Kindheit an seinen Grossvater mit seinem Garten vor und hinter der „Menschenfabrik“.

Lustig in unserem Zusammenhang ist der Weg, den seine Frau, Melanie Hegg, genommen hat: Sie hat italienische Wurzeln und machte in Locarno das Kindergärtnerinnen-Seminar. Mit ihrem deutsch klingenden Namen galt sie jedoch als Aussenseiterin und hatte kaum Chancen, im eigenen Kanton eine Anstellung zu finden. Daher arbeitet sie heute in einem Hort im Zürcher Kreis 4 (Ernahof) – wo sie wiederum anfänglich mit ihrer „italienischen“ Gestik und ihrem Temperament als fremd empfunden wurde. Sie musste sich anpassen und sagt, man könne das Vertrauen der Deutschschweizer schon erwerben – aber es brauche halt Zeit!

Was ihnen an ihrer Heimat Schweiz gefällt? Wie so oft hören wir von Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und guter Organisation. Und – auch das kennen wir schon – geschätzt würde ein wenig mehr Spontaneität und Offenheit.

In Indien ist Emigration alltäglich

Die Inderin Beena Pazhepurackel erlebt die Schweiz sehr positiv

Auswandern ist Teil der indischen Geschichte, auch für Beena Pazhepurackel und ihre Familie (die drei Kinder Jelbi, Clinsy und Magby) ist das nichts Aussergewöhnliches. Schon immer war es so, dass in indischen Familien einzelne Mitglieder ihr Leben in der Fremde verdienen.



Beena Pazhepurackel Indien

Beena Pazhepurackels Familie ist über die ganze Welt verteilt: Die Brüder lebten zeitweise in Kuwait, die Schwester in Saudi-Arabien. Ebenso normal ist es, dass dann diese Ausgewanderten von ihrer neuen Heimat aus die zu Hause Gebliebenen unterstützen – finanziell, aber auch in Bezug auf die Ausbildung. So hat denn auch eine Tante, die seit fast 50 Jahren in den USA lebt, allen Familienmitgliedern geholfen. Beena wiederum hilft ihren Geschwistern.

Ihr Vater war Taxifahrer in Kottayam, einer Universitätsstadt mit etwas mehr als 60'000 Einwohnern im südlichen Bundesstaat Kerala; ihre Mutter Hausfrau. Dieser Teil des Subkontinents weist mit 25 Prozent einen relativ hohen Anteil an Christen auf.

Das ist historisch bedingt; die Christen Keralas gehören der ältesten christlichen Gemeinschaft der Welt ausserhalb Palästinas an. Bereits seit dem 3. Jahrhundert ist das historisch belegt; vermutlich trugen syrische Kaufleute das Christentum ins Land. Dieser Umstand half den Pazhepurackels ganz sicher bei der Integration, wie wir noch sehen werden.

Das elterliche Haus war ein sehr einfacher Bau, eigentlich eine gemauerte Hütte mit Palmwedeln gedeckt. Der Boden dieser Häuser wurde mit Kuhmist „gepflastert“ und von Hand glattgestrichen. Dieser Belag wird steinhart, wenn er mit Lehm vermischt ist und dann trocknet. Zement war viel zu teuer; auch für Kuhmist musste man bezahlen. Jedes Haus hatte ei-

nen eigenen Sodbrunnen; selbst moderne Häuser ergänzen heute noch die öffentliche Wasserversorgung mit diesen Grundwasserbrunnen und einem Reservetank im Haus.

Problemlose Immigration

Jedenfalls machte Beena Pazhepurackel ihre Ausbildung als Krankenschwester und heiratete für indische Verhältnisse spät, mit 26 Jahren. Grund dafür war unter anderem, dass es für die Eltern schwierig war, die Mitgift (Dowry) für ihre Töchter aufzubringen. Oftmals muss für die Hochzeit und das ganze Drumherum bei der Bank ein Kredit aufgenommen werden. Ihr Mann hatte schon seit 1981 in der Schweiz gelebt, und da die indische Ausbildung für Pflegepersonal in der Schweiz anerkannt ist, beschloss das Paar, 1988 für ein paar Jahre in der Schweiz zu leben und später zurückzukehren. Die Immigration war problemlos, denn Fachkräfte im Gesundheitswesen (oder im IT-Bereich bei den Männern) waren sehr gesucht.

Beena Pazhepurackel arbeitet nun seit 1990 im Limmattal-Spital; 1996 machte sie noch die Ausbildung zur Anästhesie-Schwester. Inzwischen waren die drei Kinder angekommen. Die Älteste, Jelbi, wurde zwar hier geboren, lebte aber aus familiären Gründen (Arbeit) zunächst bei den Eltern in Indien. Ein späterer Versuch im Vorschulalter ergab Akklimatisationsprobleme, so dass Jelbi ihre Ausbildung in einem Internat in Indien abschloss. Seit sie 17 ist, lebt sie hier mit ihrer Familie, besuchte die Berufswahlschule Limmattal und wird ihre Ausbildung an einer Fachhoch-



Die Familie Pazhepurackel um 1980.



Jelby, Clinsy und Beena Pazhepurackel.

schule fortführen. Die anderen beiden Kinder, Clinsy und Magby, wurden ebenfalls hier geboren und wuchsen auch hier auf.

Die Familie trennte sich 2001, ihr Mann kehrte nach Indien zurück und Beena organisiert seither als Alleinerziehende das Leben ihrer Familie. Sie ist stolz darauf, dass sie das schaffte nebst einem 100 Prozent-Arbeitspensum; ihre Kinder wurden sehr früh selbstständig. Das war möglich, weil Familienmitglieder und Nachbarn bei der Betreuung halfen. Beena arbeitete aus diesen Gründen oft Nachtschicht und an Wochenenden, um genügend Zeit für ihre Kinder zu haben. Untereinander spricht man übrigens ein buntes Gemisch: Englisch, Deutsch und Indisch, wobei es sich hier um das südindische Malayalam handelt.

Integration dank Offenheit

Die Pazhepurackels fühlen sich sehr wohl in Schlieren: Die gute Nachbarschaft, aber auch die aktive Teilnahme in der kirchlichen Gemeinschaft und in Vereinen wie beispielsweise Pfadi und Fussballclub seien sehr hilfreich gewesen.

Eigentlich ist es Zufall, dass sie in Schlieren gelandet sind. Aber aus Schlieren ist ein Stück Heimat geworden. Schmunzelnd erzählt Mut-

ter Beena, dass vor einigen Jahren die Möglichkeit bestanden hätte, nach Urdorf oder Dietikon zu ziehen. Die Familie hat sich aber für den Verbleib in Schlieren entschieden: „Wir fühlen uns hier einfach wohl.“

Fremdenfeindlichkeit von Seiten der Schweiz haben sie nicht wirklich kennengelernt, im Gegenteil: Die Menschen hier seien freundlich und hilfsbereit. An ihrer neuen Heimat schätzen sie die schöne Umgebung, dass alles ordentlich funktioniert, die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. „Alle, die wirklich wollen“, ist sie überzeugt, „haben hier eine echte Chance.“ Dazu kommt die Sicherheit im Alltag und die Neutralität. Fast ein Werbespot für die Schweiz...

Was Beena am meisten vermisst aus ihrer Heimat ist natürlich die eigene Herkunftsfamilie. Jedes Jahr einmal fliegt sie nach Indien. Auch waren die Grosseltern schon mehrmals in der Schweiz. Man telefoniert jede Woche ein bis zwei Mal, und auch der Kontakt zwischen Grosseltern und Enkelkindern wird gepflegt.

Ein grosser Unterschied im Alltags- und Nachbarschaftsleben: In Indien sind die Türen offen, Besuche erfolgen spontan ohne „Vorankündigung“, die Menschen sind herzlicher.

Respekt und Dankbarkeit

Pazhepurackels haben wenig Kontakt mit Indern in der Schweiz, höchstens mit zwei oder drei Familien. Sie richten sich klar nach den vielen Schweizer Bekannten aus, weil sie finden, wenn man schon in einem anderen Land lebe, müsse man sich ein Stück weit dessen Kultur anpassen und nicht nur mit eigenen Landsleuten Kontakt pflegen. Sie sind auch stolz auf die Schweiz und das, was sie hier erreicht haben.

Sie stören sich am arroganten Verhalten gewisser Neuzuzüger, an deren Slang und Gassensprache: Es sei klar, dass man nicht willkommen ist, wenn man sich in keiner Art auf die Lebensweise der neuen Umgebung einlässt. Daraus spreche Verachtung statt Dankbarkeit.

So ist denn das anfängliche Ziel, nach fünf oder sechs Jahren wieder nach Indien zurückzukehren, mit der Geburt der Kinder und der zunehmenden Integration in den Hintergrund getreten. Die Familie erhält den Schweizer Pass. Das indische Gesetz sieht vor, dass sie den indischen Pass abgeben muss, dafür aber ein Dauervisum für Indien bekommt.



Die Eltern John Parackal und Mary John um 2008.

Zwei sehr verschiedene Welten

Die Dänin Vivi Savoia-Larsen schätzt Skandinavien und die Schweiz

Als die 18-jährige Vivi Larsen 1968 in den Ferien auf dem Campingplatz von Lausanne weilte, war das fast ein Zusammenstoss von Welten: Hier die junge Dänin mit ihrer Familie – aufgeschlossen, emanzipiert; da die wohlgeordnete Schweiz mit ihren traditionellen Rollenbildern.



Vivi und Roli Savoia-Larsen Dänemark

Und doch sollte genau hier die Liebe ein Band knüpfen. Zwischen ihr und einem der drei jungen Schlieremer, die auf demselben Zeltplatz campierten.

Die skandinavischen Länder galten zu jener Zeit wohl zu Recht als sehr fortschrittlich. Das traditionelle Rollenbild von der Frau am Herd war längst über Bord geworfen worden; der Mann hatte die Rolle, in die er in unserem Land erst hineinwachsen musste, längst inne.

Bei uns wurde noch das Frauenstimmrecht diskutiert, das im Königreich Dänemark seit 1915 bestand. Vieles kam bei uns recht prude daher, während die Nordländer bereits den – manchmal auch etwas verruchten – Weg in die sexuelle Emanzipation angetreten hatten. Manch neidvolle (oder verklemmte) Blicke gingen aus Mitteleuropa in den Norden, während hier noch das Konkubinsverbot gültig war. Erst die Jugend-Unruhen 1968 stellten diese behäbige, aber etwas erstarrte Gesellschaft in Frage.

Die Liebe nimmt unweigerlich ihren Lauf

Zurück zum Lausanner Strand. Vivi Larsens Eltern (sie Krankenschwester, er Bäcker aus Kopenhagen) mussten etwas mitbekommen haben von dem, was sich zwischen den jungen Leuten anbahnte. Die Freude hielt sich in Grenzen, der Campingplatz wurde gewechselt. Die Familie zog um nach Brienz ins Bernbiet. Doch das nutzte leider nichts. Ausgerechnet die Eltern jenes jungen Schlieremers, vor dem sie ihre Tochter hatten „bewahren“



Familie Savoia fährt in den 1950er-Jahren in die Ferien mit Freunden und Bekannten. Roland Savoia ist der auf dem Käfer stehende Junge. Zu jener Zeit passten noch locker sieben Personen in einen Käfer.

wollen, waren in Brienz ihre Zeltneighbarn. Kam dazu, dass der junge Mann sehr hartnäckig war, er rief in der halben Schweiz alle Campingplätze an, bis er die verschwundene dänische Freundin wieder gefunden hatte. Dieser junge Mann war Roland Savoia. Roland sprach kein Englisch, Vivi kein Deutsch. Aber die beiden verstanden sich irgendwie trotzdem. Die junge Liebe setzte sich auch gegenüber den doch etwas skeptischen Eltern durch, und Vivi ist ihrer Mutter heute noch dankbar, dass sie sie trotz ihrem jugendlichen Alter schliesslich „gehen“ liess. Einzige Bedingung war, dass sie ihre kaufmännische Lehre in Kopenhagen abschliessen würde.

Das tat sie denn auch und kehrte 1969 „für ein Jahr“ mit einer Freundin in die Schweiz zurück. Das war gewiss auch gedacht als Probejahr, aber die junge Frau hatte von Anfang weg beschlossen, in die Kultur des Landes einzutauchen und direkt Mundart (nicht Hochdeutsch) zu lernen. Daneben dienten die Jerry-Cotton-Krimis als Einstieg zum Lesen – gestrenge Erzieher runzelten damals natürlich die Stirn über diese „mindere Art“ der Literatur.

An eine normale Arbeitsbewilligung war nicht zu denken, das war ja die Zeit der Schwarzenbach-Initiativen, und für die meisten ausländischen Arbeitskräfte galt das Saisonnier-Statut. Vivi wohnte bei ihrem Freund in Schlieren an der Schulstrasse. Um den Formalitäten genüge zu tun, musste sie zwischenhinein eine lange, 17-stündige Zugfahrt nach Kopenhagen unternehmen und wieder neu einreisen. So arbeitete sie auch vier Monate lang gewissermassen als „au pair“ in einem Haushalt in Zürich, musste putzen, putzen, putzen... Noch heute sagt sie, dass sie damals wirklich ausgenützt wurde: Zwölf Stunden Arbeit, gefangen in jener Wohnung. Es mag auch eine Rolle gespielt haben, dass sie als junge, mun-

tere Frau, nach der Mode mit Minijupe gekleidet und mit langen blonden Haaren, wenig Sympathie sondern eher Abwehrreflexe in der betreffenden Familie geweckt hat.

Ein Unfall zwingt zum Handeln

Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Sie kündete (mit begleitendem Knurren der Behörden, denn das war absolut unüblich) ihre Stelle und konnte durch einen Bekannten eine solche in einer Fabrik in Oerlikon antreten. Das war reine Routine- und Fabrik-Arbeit. Die Tätigkeit selbst war gefährlich. Wer die Sicherheitseinrichtungen an den Maschinen eingeschaltet hatte,

war zu langsam. Vivi Savoia meint heute rückblickend, dass sie von allen ihren – meist italienischen – ehemaligen Kolleginnen wohl die einzige gewesen sei, die noch alle zehn Finger hatte. Dennoch geschah es eines Tages: Ihre langen Haare gerieten trotz Rossschwanz ins Bohrwerk. Sie weiss heute noch nicht, wie es ihr gelang, die Maschine mit blossen Händen zu stoppen. Die Kolleginnen gerieten in Panik und waren keine rechte Hilfe. Jedenfalls erlöste sie erst der Chef, indem er den Hauptschalter betätigte.

Dieser Unfall aber war das endgültige Signal zur Heirat im November 1970,

was Roland Savoia stets zum Spässchen bewegte, man habe aus Sicherheitsgründen heiraten müssen.

Da Vivi noch nicht 21 war (damals in Dänemark das Mündigkeitsalter zur Ehe), musste sogar der dänische König seine Unterschrift leisten. Damit war der Papierkrieg zu Ende: Vivi Savoia kriegte, nach damaligem Recht, sofort den roten Pass. Das junge Ehepaar zog nun nach Urdorf. Vivi Savoia arbeitete in Schlieren auf ihrem ursprünglichen Beruf als Kaufmännische Angestellte bei der Firma Metzger Diamantwerkzeuge. Doch nun tauchten andere Probleme auf: Roland Savoia erkrankte schwer; die junge Frau hatte noch kein grosses Beziehungsnetz; die Schweizer waren in jener Zeit gegenüber Fremden immer noch sehr verschlossen. So kam es, dass Vivis Mutter aus Dänemark anreiste und Roland Savoia in Urdorf pflegte. Vivi Savoia ist ihrem damaligen Arbeitgeber heute noch dankbar, dass er sich während dieser harten Zeit so flexibel zeigte.

Die Rückkehr nach Schlieren

Eigentlich wollten Savoias nicht unbedingt zurück nach Schlieren, aber in Urdorf war partout kein Wohneigentum zu finden. Dabei waren 1976 Sohn Lars (der Name ist eine kleine Hommage an den Mädchennamen Larsen) und 1978 Tochter Denise zur Welt gekommen. 1980 konnte schliesslich das Haus an der Urdorferstrasse 67 gekauft und umgebaut werden. Vivi Savoia empfindet das Nachbarschaftsverhältnis hier als extrem gut und schmünzelt beim Gedanken, dass sie als „Ausländerin“ daran ganz gewiss nicht unschuldig ist...

Als Lars geboren wurde, hörte Vivi Savoia auf zu arbeiten. Das hatte sich so ergeben: Zum einen wegen der Arbeit ihres Ehemannes (Karriere und Kindererziehung lassen sich halt nicht so einfach vereinbaren), und zum anderen war ihr die Erziehung wich-

tig. Sie sprach mit den Kindern – aus schulischen Gründen – absichtlich nur Schweizer Mundart. Sie selbst dachte ja schon in unserem Dialekt und das Sprechen ging inzwischen ganz gut. Nur schnell zählen sei schwierig gewesen. Dazu sang sie ab und zu dänische Kinderlieder. Heute kann ihr Mann vom „Aufschnappen“ her Dänisch; der Sohn spricht Dänisch, hat am ehesten noch eine eigene Beziehung zu Dänemark und reiste auch aus eigenem Antrieb hin. Beide Kinder fühlen sich im übrigen als „100prozentige Schweizer“; die Verbindungen mit der ehemaligen Heimat sind eher schwach.

Dass sich Vivi Savoia so schnell integrierte, hat sie selber nie erstaunt. Sie erlebte niemals feindliche Sprüche, höchstens die sprichwörtliche,

helvetische Zurückhaltung. In Bezug auf dieses etwas „hölzerne“ Wesen habe sich aber einiges getan, meint sie lächelnd. Sie gab bald Gymnastikstunden und arbeitete lange Jahre an der Kinderkleiderbörse im Lilienzentrum mit. Seit 25 Jahren führt sie eine Praxis für Atlaslogie nach Walter Landis. Das ist eine spezielle Therapie, welche einerseits auf der physischen und andererseits auf der bioenergetischen Ebene Heilung bei einer ganzen Anzahl von Krankheitssymptomen bringen kann. Zu ihren Hobbies gehören die Enkel, die Literatur und das Hochsee-Segeln. Letzteres vor allem in griechischen Gewässern und natürlich unter Schweizer Flagge.

Sie schätzt in unserem Land die Bodenständigkeit, wünscht Fremden eine gewisse Anpassungsfähigkeit



Vivi mit ihrer Mutter Olin Larsen in den 1950er-Jahren.



Vivi in den 1950er-Jahren zu Besuch bei ihren Urgrosseltern in Jütland.



Vivi Larsen in den 1960er-Jahren beim Zelten in Brienz.

und uns Schweizern noch mehr Offenheit. Die Antwort auf die Schlussfrage – für wen ihr Herz bei einer Begegnung der beiden Länder schlagen würde – ist klar und herzlich: Der Jubel gehört der Schweiz.

Nachtragen wollen wir hier noch, dass Roland Savoia ein Nachkomme italienischer Einwanderer ist, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in die Schweiz gekommen sind.

Sein Grossvater, ein gewisser Vittorio Ernesto Savoia, geboren 1875 in Rubiere (Reggio Emilia, Italien), muss zu Beginn des letzten Jahrhunderts in die Schweiz gekommen sein. Er ar-

beitete zunächst als Maurer, später in der Waggonfabrik. Im Jahr 1907 heiratete er (in Schlieren) Annita Cavendoni; die beiden hatten sechs Kinder, von denen zwei jedoch schon kurz nach Geburt starben. Das war damals leider ein nicht so seltenes Schicksal. Vermutlich mussten oder wollten seine Frau und drei Kinder während des Ersten Weltkrieges wieder in die italienische Heimat zurückkehren, denn 1921 bekam er für sie vom Gemeinderat Schlieren die Wiedereinreise- und Wohnbewilligung. Vittorio selber war hier geblieben.

Der jüngste Sohn Cesare Valerio Savoia, 1919 als einziges der Kinder in

Italien geboren, erwarb nach einem Umweg über Zürich (wo er eine Schweizerin heiratete) im Jahr 1952 das Bürgerrecht von Schlieren. Er ist der Vater von Roland Savoia.

Unruhige Zeiten in Sri Lanka

Die Familie Navanesan stammt aus dem lange umkämpften Norden der Insel

Um die Geschichte der Familie Navanesan besser zu verstehen, werfen wir einen kurzen Blick in die Vergangenheit Ceylons, wie Sri Lanka früher genannt wurde.



Familie Navanesan Sri Lanka

Die Insel Ceylon, 1505 von Portugiesen erobert, fiel 1656 an die Niederländer und 1795 an Grossbritannien. Seit über 2000 Jahren leben hier mehrheitlich zwei Ethnien: Die Singhalesen (heute etwa 74 Prozent der Bevölkerung, hauptsächlich Buddhisten) und die Tamilen (etwa 17 Prozent, Hindus). Die Briten bevorzugten die Tamilen, deren Siedlungsschwerpunkte im Osten und Norden der Insel lagen, bei der Vergabe von Ämtern, denn sie waren oftmals auch besser gebildet als die Singhalesen. Nach der Unabhängigkeit 1948 gab sich das Land eine neue Verfassung und den Namen Sri Lanka. Nun wandelten sich die Verhältnisse: Die Tamilen wurden (und werden heute noch) von der Mehrheit der Singhalesen diskriminiert und reagierten darauf ab den 1970er-Jahren mit der Forderung nach der Schaffung eines eigenen Staates. Es kam zu Kämpfen, ab 1987 unter Beteiligung indischer Truppen. Auch nach Abzug der indischen Streitkräfte 1990 hielten die Kämpfe an, bis die Rebellentruppe „Liberation Tigers of Tamil Eelam LTTE“ im Jahr 2009 von den Singhalesischen Truppen besiegt wurden. Die Tamil Tigers waren während all der Jahre von ihren ausgewanderten Landsleuten unterstützt worden.

Die unterlegenen Tamilen trauen jedoch den Siegern nicht. Zur Zeit der Drucklegung dieses Buches ist auch nicht ersichtlich, dass die im Januar 2010 gewählte Regierung bereit wäre, beide Bevölkerungsteile fair an der Macht zu beteiligen. Gemäss Schätzungen hat nur etwa ein Prozent der Tamilen an den Wahlen teilgenom-

men, was für die Zukunft wenig Gutes verheisst.

Die Familie Navanesan stammt aus dem Norden, von der Insel Kayts, welche der Halbinsel Jaffna vorgelagert ist. Dort gibt es die kleine Stadt Karampan East, eigentlich mehr ein Bauern- und Fischerdorf mit kleinen, einstöckigen Häusern. Suganthiny wurde dort 1968 geboren, ihre Eltern führten einen Lebensmittelladen (Grosshandel). Ehemann Somasunderam kam 1962 auf die Welt. Sein Vater arbeitete bei der Post, starb aber schon früh, als der Junge fünfjährig war. So wuchs er bei seiner Mutter und den Grosseltern auf.

In Sri Lanka gehen die Kinder mit vier Jahren in den Kindergarten und ab sechs Jahren in die Schule – alle zusammen von der 1. bis zur 10. Klasse. Dann folgt eine Prüfung in zehn Fächern (z.B. Mathematik, Englisch, Tamil, Geschichte, Geographie, Religion,

Gesellschaft). Wenn man acht davon besteht, kann man weiterführende Schulen besuchen, und zwar in vier Typen: Chemie/Medizin; Mathematik/Architektur; Wirtschaft sowie Recht, Sprache, Musik und Tanz.

Somasunderam schloss die Schule nach zehn Jahren ab (was er heute bereut) und arbeitete ohne besondere Ausbildung. 1984 wanderte er, mit 22 Jahren, nach Libyen aus. Damals war das sehr attraktiv, man verdiente viel besser als in der Heimat. Viele seiner Landsleute, vorab die Männer, taten das und arbeiteten auch in Saudi-Arabien, Dubai, Katar, Doha oder im Iran. Sie verpflichteten sich für einen gewissen Zeitraum, arbeiteten auf dem Bau oder in der Ölförderung. Sie kehrten dann zurück und erneuerten vielleicht den Vertrag für eine weitere Zeitspanne. Meist lebten sie in einem Camp, das ihre Firma zur Verfügung gestellt hatte, oftmals in sehr beengten Verhältnissen. Früher waren das



Somasunderam Navanesan vor dem 1990 zerstörten Haus der Familie in Kayts Karampan (Jaffna). Das Haus ist seither unbewohnbar.

meist die Männer (sowohl Tamilen als auch Singhalesen); heute arbeiten auch Frauen mit ähnlichen Verträgen im Haushalt.

Das libysche Abenteuer dauerte für Somasunderam fünf Jahre. Er kehrte bis 1989, auch wegen der Unruhen in seiner Heimat, nur ein einziges Mal zurück! Er arbeitete für Ölfirmen in der Stadt Tubruk und auf den Ölfeldern von Messla und Sarir.

Suganthiny stammt aus dem gleichen Dorf wie ihr heutiger Ehemann. Sie schloss nach dem Ende der Volksschule zwei Jahre Weiterbildung in Jaffna an und arbeitete als Buchhalterin. Während der Zeit lebte sie bei einer Tante. Aber der Norden der Insel war sehr unruhig: Der Bürgerkrieg tobte, Jaffna war umkämpft. So zog sie 1990 in die Hauptstadt Colombo und arbeitete dort in einem Treuhandbüro für Steuerberatung. In Colombo war die Lage relativ ruhig, die Bevölkerung gemischt. Viele Tamilen waren aus dem umstrittenen Norden geflüchtet, Schätzungen gehen von 80'000 bis 100'000 Toten aus. Tausende waren unterwegs. Nach und nach, immer um den Unruhen auszuweichen, zog auch die Familie ihrer Eltern nach Colombo.

Auswanderung in die Schweiz

Die fünfjährige Arbeitserlaubnis für Libyen war abgelaufen; ein Leben

im Norden von Sri Lanka war keine Perspektive. So flüchtete Somasunderam 1989 in die Schweiz. Er kam zunächst als Asylbewerber nach Altstätten SG. Von dort wurde er ins Auffanglager Urdorf umgeteilt, und schliesslich fand er Arbeit im Service des Schlieremer Restaurant Linde. In der Zwischenzeit hatten die Eltern die Heirat zwischen ihm und Suganthiny arrangiert (im Einverständnis mit den Beteiligten, wie die beiden schmunzelnd festhalten).

Während der ganzen nun folgenden fünf Jahre hatte Somasunderam Navanesan nicht ein einziges Mal Kontakt mit seiner zukünftigen Frau – weder telefonisch noch schriftlich! Dennoch: 1994 kam Suganthiny auf nicht ganz legalem Weg über einen Agenten in die Schweiz, zunächst nach Basel, dann nach Solothurn. 1995 folgte die Heirat in Schlieren, nachdem alle Papiere in Ordnung waren (nach der Bewilligung N {Ausweis für Asylsuchende} hatte der Ehemann die Bewilligung F {Ausweis für vorläufig Aufgenommene} erhalten). Die Kinder Nirusa (Jg. 1996), Rashmiyaa (Jg. 1998) und Rannush (Jg. 2002) kamen alle im Spital Limmattal auf die Welt und besuchen hier die Schulen. Nirusa hat kürzlich den Schweizer Pass erhalten, und die anderen Kinder werden folgen.

Somasunderam Navanesan arbeitet heute in der Klinik Im Park und seine Frau in einem Hotel; sie besucht zur Zeit Sprachkurse, um sich in Deutsch weiterzubilden.

Zwischen den Welten

Für die Navanesans gilt, was fast alle Emigranten gemeinsam haben: Sie befinden sich, vor allem in der ersten Generation, gewissermassen zwischen zwei Welten. Einige Verwandte leben auf dem ganzen Globus verstreut: In London, Berlin, Kanada. Sie sind geprägt von ihrer Kultur und auch stolz auf ihre Herkunft, aber sie

sehen keine Zukunft in ihrem Land. So besuchte die Familie in den Jahren 2001 und 2005 zwar die alte Heimat, aber das war sehr traurig. Ihr Haus ist zerstört, einen eigenen Staat wird es nicht geben; sie sind sicher, dass die Tamilen weiterhin benachteiligt werden.

Früher wäre eine Rückkehr nach Kriegsende noch vorstellbar gewesen, doch heute tritt dieser Gedanke mehr und mehr in den Hintergrund. Die Kinder wachsen hier auf und fühlen sich wohl. Interessanterweise sagen die Kinder, dass sie selten fremdenfeindliche Sprüche zu hören bekommen, und wenn, dann von Ausländern! Sie sprechen noch die tamilische Sprache, besuchen in der Freizeit auch die tamilische Schule und pflegen ihre Traditionen und Tänze. Auch haben sie regen telefonischen Kontakt mit der elterlichen Familie in Colombo. Wie alle Familienmitglieder unterstützen auch die Navanesans ihre Verwandten in der Heimat. Aber wenn sie dort sind, fühlen sich irgendwie fremd. Die Angst vor Schikanen der Polizei reist immer mit, und die Bilder vom Krieg und aus den heute noch bestehenden Flüchtlingslagern sind stets präsent.

Die obligate Frage nach dem Fussballmatch wird originell beantwortet. In Sri Lanka ist nicht Fussball, sondern Cricket der Sport, und da unterstützen sie Indien – denn in der srilankischen Nationalmannschaft spielt nicht ein einziger Tamile...

In der Schweiz vermissen die Navanesans das oft fröhliche, laute Zusammenleben und die Feste in der Grossfamilie. Hier sei halt vieles geregelt, man müsse meist Rücksicht nehmen auf die Umgebung. Auch sei der Kontakt mit den Nachbarn manchmal schwierig. Andererseits schätzen sie dafür die Ruhe, den Frieden und die Sicherheit sehr. Das Gesetz gelte für alle, und das sei für sie leider keine Selbstverständlichkeit.

Auf den Spuren der Eltern

Sasa und Suncica Stajic haben mit viel Einsatz die Integration geschafft

Das Dorf Pones, aus dem die Familie Stajic stammt, gehört zu Gnjilane, einer Stadt in Ex-Jugoslawien im Süden Serbiens, dem heutigen Kosovo mit etwa 130'000 Einwohnern. Die Grossgemeinde besteht aus etwa 63 Dörfern.



Sasa und Suncica Stajic Kosovo

Heute sind in dieser Region etwa 85 Prozent der Bewohner Albaner und 10 Prozent Serben. Stajics sind Serben, gehören also zur örtlichen Minderheit. Vor dem Kosovokrieg im Jahre 1999 bestand die Bevölkerung beinahe zur Hälfte aus Albanern und Serben wie auch noch anderen Ethnien.

Die meisten Leute sind Kleinbauern mit einem kleinen Hof; sie pflanzen für den Eigenbedarf und sind Selbstversorger. So auch die Familien von Suncica (Jg. 1977) und Sasa (Jg. 1973) Stajic. Wie das halbe Dorf führten auch ihre Väter seit den 1970er-Jahren das harte Leben von Emigranten: Der eine in Deutschland, der andere in der Schweiz. Beide sind nicht gut ausgebildet. Sie arbeiteten auf dem Bau und kamen zwei oder drei Mal im Jahr, jeweils nur für kurze Zeit, zurück

zu ihren Familien. Die Kinder wuchsen bei ihren Familien in Jugoslawien auf, im Wesentlichen natürlich bei den Müttern. Das führte dazu, dass die Väter ihren Kindern wie Fremde vorkamen. Die Besuche der Väter waren manchmal für alle schwierig. Allerdings berichteten die Väter ihren Kindern von den Vorteilen der Schweiz und Deutschlands. Es war klar, dass dort ein besseres Leben zu erwarten war. Suncica Stajics Vater hatte in der Schweiz die Niederlassungsbewilligung C erhalten; ein Familiennachzug aber war zunächst nicht geplant. Beide Väter aber sagten: „Wenn wir hier schon die einfachsten Arbeiten machen müssen, so wollen wir doch, dass unsere Kinder eine gute Ausbildung haben!“

So machte Suncica Stajic zu Hause eine Lehre als Textiltechnikerin. Das

Berufsbildungssystem ist allerdings anders als bei uns. Vier Tage in der Woche wurde die Schule besucht, nur an einem Tag wurde in der Textilfabrik gearbeitet. Nach Abschluss der Lehre folgte 1994 die Heirat, und der Sohn Stefan wurde geboren. Vater Sasa Stajic hatte eigentlich Richter werden wollen und die juristische Mittelschule abgeschlossen, aber ohne „Vitamin B“ war an ein Studium nicht zu denken. Ein Versuch an der pädagogischen Hochschule wurde wieder abgebrochen. Es war fast unmöglich, eine Perspektive zu entwickeln; die beruflichen Möglichkeiten waren gleich Null.

Zwar hatte die Gegend von Gnjilane nicht direkt unter dem Bürgerkrieg gelitten, aber das Leben war nicht mehr wie früher. Einst hatten Serben und Albaner wirklich friedlich zusam-



Die Familie Stajic im Jahr 2007: nach 11 Jahren wieder vor dem nun leeren Haus. Tochter Sanela sah dieses zum ersten Mal.

Diese Schule besuchte Somasunderam Navanesan in Sri Lanka.



Links das Haus in Pones, in dem die Grosseltern aufwuchsen. Rechts jenes, in dem Sasa Stajic geboren wurde. Beide zusammen bildeten den Hof der Familie.

mengelebt. Sasa Stajic besuchte die gleichen Schulen wie die Albaner. Es war sogar so, dass die Schule den Namen eines albanischen Helden aus dem Zweiten Weltkrieg trug. Es gab Freundschaften über die ethnischen Grenzen hinaus. Aber der Krieg führte dazu, dass viele Serben die Stadt verliessen und nach Serbien zogen. Die junge Familie beschloss im Jahre 1995 die gemeinsame Emigration in die Schweiz und zwar nach Schlieren, wo der Vater von Suncica Stajic lebte.

Also beschloss die junge Familie 1995 die gemeinsame Emigration in die Schweiz, und zwar nach Schlieren, wo der Vater von Suncica Stajic lebte. Sie bekam sofort die Niederlassungsbewilligung. 1997 wurde – bereits in Schlieren – Tochter Sanela geboren.

Ein neues Leben wird aufgebaut

Beide Eltern hatten im Kosovo noch keine Arbeitsstelle gehabt, und nun galt es, in der neuen Heimat Fuss zu fassen. Sasa Stajic ging den Weg, den

viele tüchtige Einwanderer überall auf der Welt gehen: Er begann als Pizaiolo, arbeitete später auf dem Bau, dann als Lagerist, lieferte als Kurier Pakete aus, arbeitete dann auch in Administrationen und wurde immer mehr zum Sachbearbeiter.

Schliesslich wurde er Monteur für Beschallungs-Anlagen und zum Projektleiter und Prokuristen befördert. Ein Mitarbeiter gab ihm den Anstoss für die eigene Weiterbildung: Es folgte die Handelsschule, das Kaderjahr und die Ausbildung zum Diplom-Kaufmann; dem schloss sich noch ein Jahr Betriebs-Ökonomie an der Betriebswirtschafts- und Verwaltungsschule BVS an. Das alles in der Freizeit: Samstags- und teilweise Abendschule! Heute ist er an seiner Arbeitsstelle als Geschäftsführer zuständig für das Operativgeschäft. Den Traum vom eigenen Geschäft hat er (vorläufig?) aufgegeben und die Chance genützt, sich am jetzigen Arbeitsplatz in einer international tätigen Firma zu behaupten.

Suncica Stajics beruflicher Weg nahm ebenfalls eine ganz neue Richtung; auch sie machte, was man als „Tellerwäscher-Karriere“ bezeichnen kann. Sie begann 1995 an der Blumenbörse in Oberengstringen mit den einfachsten Arbeiten: Auspacken, anschreiben, reinigen und so weiter. Sie besuchte aber – wie auch ihr Mann – Sprachkurse bei der Benedict-Schule. Langsam stieg sie auf, sah aber, dass sie nicht recht weiterkam. Eine Konkurrenzfirma im Haus (an der Blumenbörse in Oberengstringen) gab der engagierten Frau eine Chance: Sie wurde Allrounderin, nach einem halben Jahr stieg sie in den Verkauf ein. Erst nach sieben Jahren in Oberengstringen bekam sie eine Stelle als Verkaufsmitarbeiterin in der Filiale in Neftenbach. In dieser Zeit machte sie berufsbegleitend die Handelsschule und schloss diese 2007 ab. Seit 2008 ist sie, nach einem Abstecher in eine andere Branche, wieder in der alten Firma (Hottinger AG) tätig, wo sie neun Jahre lang bis Dezember 2007 gearbeitet hatte. In der Zwischenzeit

(seit 2010) ist sie neu zur Filialleiterin in Schlieren aufgestiegen.

Die Stajics sind stolz darauf, dass sie diesen Weg und diese Ausbildungen aus eigenen Kräften unternommen haben. So „nebenbei“ wurden ja auch noch die beiden Kinder grossgezogen. 2004 wurde die ganze Familie eingebürgert – und das war ein sehr wohl überlegter Schritt. Man soll sich, so finden sie, als Immigrant klar werden über die Pläne: Will man einfach des Geldes wegen eine Zeitlang in einem fremden Land leben (ohne weitere Ansprüche), oder will man hier mitreden und mitentscheiden können? Man soll zwar nicht seine Wurzeln kappen (die Stajics fühlen sich hier vollkommen zu Hause, legen aber auch Wert auf ihre Herkunft: „Wir sind Serben aus dem Kosovo“).

So fühlt sich die Familie denn auch vielfältig integriert: Der berufliche

Erfolg der Eltern ist da, die Jungen besuchen hier die Schulen, betreiben Judo und Tennis, der Vater ist aktiv in der Gemeindepolitik. Die Beziehungen zur alten Heimat beschränken sich auf Ferien und Besuche bei Familie und Bekannten. Mittlerweile leben auch die Eltern von Suncica Stajic in Schlieren. Im Gegensatz dazu ist der Vater von Sasa Stajic aus Deutschland zurückgekehrt und lebt in Pones.

Dass die Familie in Schlieren wohnt hat damit zu tun, dass Suncica Stajics Vater seinerzeit hier Arbeit gefunden hatte. Ursprünglich wäre der Wunsch gewesen, in eine etwas ländlichere Gegend zu ziehen. Heute aber fühlen sie sich sehr wohl hier. Schlieren biete so viel: Vereine, Natur, gute Verkehrsanbindung und Kontaktmöglichkeiten. Die Schweiz sei ein wunderschönes Land, habe alles, sei vielseitig, gut organisiert, man erlebe alle Jahreszeiten, es gebe Fondue, Rösti und so

weiter. Einwanderern raten sie, sofort die Sprache zu lernen, offen zu sein und keine Vorurteile zu haben.

Unter Vorurteilen leidet eben manchmal auch die Familie, und das wollen wir nicht verschweigen. Allzu oft werden Menschen „in den gleichen Topf“ geworfen. So trifft es tatsächlich zu, dass Sohn Stefan wegen des Namens Nachteile bei Bewerbungen für eine Lehrstelle hat: Die schriftlichen Unterlagen wandern wegen des -ic oft ungesehen „auf die falsche Beige“. Seine Bewerbung hat erst Chancen, ernst genommen zu werden, wenn man ihn persönlich kennt. Seit 2010 arbeitet er nun an seiner Lehrstelle als Elektroplaner in Schlieren.

In diesem Sinne möchten die Stajics dazu beitragen, Brücken zu bauen.



Die Eltern von Sasa Stajic im Jahre 1992.



Vaska Stajic, die Mutter von Sasa Stajic beim Tanz in der gewobenen Festtagstracht.

Tragische Opfer der Geschichte

Bak-Lang und Eang Hak Ung erlebten ein dramatisches Schicksal

Wenn man die Geschichte der Familie Ung verstehen will, muss man zuerst einen Blick auf das wahrhaft tragische Schicksal von Kambodscha in neuerer Zeit werfen.



Bak-Lang und Eang Hak Ung Kambodscha

Der Beginn des Khmer-Reiches (Hauptstadt Angkor) wird auf das 9. Jahrhundert angesetzt; es umfasste zur Zeit seiner grössten Ausdehnung auch weite Teile von Laos und Thailand sowie das Mekong-Delta.

Nach wechselvoller Geschichte erklärte Frankreich Kambodscha 1863 zum Protektorat und 1897 zur Kolonie; es war eine Art Anhängsel von „Indochine Française“.

1953 folgte die Unabhängigkeit von Frankreich. Doch blieben zahlreiche Verwicklungen in die Politik der umliegenden Länder einerseits und andererseits in die der USA, Chinas und Russlands. Das Land lavierte zwischen den Mächten und wurde im Vietnamkrieg von den Amerikanern zusehends als Aufmarschgebiet

für den kommunistischen Vietcong betrachtet. Deshalb folgten ab 1969 die ersten Flächenbombardierungen durch amerikanische B-52-Bomber im kambodschanischen Hinterland.

Blutiger Bürgerkrieg

Im Lauf des nun folgenden ersten Bürgerkrieges gelangten etwa vier Fünftel des Landes unter die Kontrolle der (kommunistischen) Nordvietnamesen und des Vietcong; die vorher bedeutungslosen Roten Khmer (kommunistische Guerilla Kambodschas unter Führung von Pol Pot) erstarkten. Amerika flog etwa 3'500 Einsätze in Kambodscha. Man geht davon aus, dass es 200'000 bis zu 1,1 Millionen Opfer gab. Zudem schätzte der amerikanische Senat 1973 die Anzahl der Kriegsflüchtlinge im Land auf zwei Millionen Menschen.

Die Roten Khmer waren auf dem Land präsent und halfen der armen Landbevölkerung, weshalb deren Sympathien für diese „Steinzeitkommunisten“ wuchsen. Tausende Kriegswaisen schlossen sich ihren Verbänden an, wurden jedoch erbarmungslose Kindersoldaten.

1975 ergaben sich die zwei Millionen Bewohner der Hauptstadt Phnom Penh diesen Roten Khmer. Etwa 20'000 Soldaten mit einem Durchschnittsalter von 13 Jahren besetzten die Stadt und wurden zunächst als Befreier begrüsst.

Die Roten Khmer jedoch befürchteten einen Aufstand der Stadtbevölkerung und vertrieben die Menschen innert dreier Tage mit Waffengewalt aufs Land. Ihre vierjährige Schreckensherrschaft mit unvorstellbaren Grausamkeiten begann: Ermordung der Intellektuellen, Vertreibungen, willkürliche Todesurteile (ausser der Todesstrafe waren alle anderen Strafen abgeschafft worden), Hungermärsche, Lager, völlige Isolation, Schliessung der Spitäler.

Verlässliche Quellen gehen davon aus, dass etwa eine Million Kambodschaner durch die Roten Khmer bestialisch ermordet wurden und weitere 1,5 Millionen in dieser Zeit an Hunger und Krankheiten starben.

Die Weltöffentlichkeit und die UNO schauten zu. Nach verschiedenen Grenzverletzungen gegenüber Vietnam (die Roten Khmer wollten das alte Khmer-Reich wieder auferstehen lassen) marschierten vietnamesische



links:
Bak-Lang, als sie 1979 in Schlieren eingeschult wurde.

unten:
Das einzige Foto von Vater Mong Ung, das all die Wirrnisse überstanden hat.



Truppen Ende 1978 ein, besetzten das Land und beendeten den Terror.

Tausende Kambodschaner trauten (zu Recht, wie sich leider erwies) der Lage nicht und flüchteten nach Thailand. Die Bilder der über die Grenze nach Thailand wankenden Kambodschaner, die kaum mehr als lebende Skelette waren, lösten eine weltweite Welle der Hilfsbereitschaft aus. Zwischen 1979 und 1992 flüchteten etwa 300'000 kambodschanische Flüchtlinge in Camps an der thailändischen Grenze. Weitere 350'000 lebten ausserhalb von Flüchtlingscamps in Thailand und etwa 100'000 flüchteten nach Vietnam. Etwa 250'000 Kambodschaner aus diesen Camps fanden Aufnahme in Europa und in den USA.

Ein Kind erlebt alles mit

Bak-Lang Ung wurde als älteste Tochter ihrer Mutter Eang Hak am 15. März 1965 in einem kleinen Dorf namens Pretjan geboren. Das ist ein Vorort der Hauptstadt Phnom Penh, mit dem Motorrad etwa eine halbe Stunde entfernt. Sie lebte dort, wie das üblich war, zusammen mit ihrer Grossfamilie: Eltern, Grosseltern, Onkel, Cousins, Cou-Cousins usw. Ihr Va-

ter Mong (Jg. 1939) war Französisch-Lehrer für die Oberstufe; die Mutter Eang Hak (Jg. 1945) hatte eine Art Kiosk mit Süßigkeiten an dieser Schule geführt. 1968 kam ihr Bruder No zur Welt, später die Schwestern Bak-Hue, welche auf der Flucht starb. 1973 kam Bak-Heang zur Welt.

1974, Bak-Lang war gerade neun Jahre alt, marschierten die Roten Khmer ins Dorf ein und separierten zunächst die Leute, die lesen und schreiben konnten. Es hiess, die würden speziell betreut – aber sie wurden einfach umgebracht.

Die restlichen Dorfbewohner wurden vertrieben. Es hiess laufen, laufen; ohne Ziel, von Dorf zu Dorf, zusammen mit der Sippe und vielen anderen. Man ernährte sich irgendwie in einem Dorf, und wenn es nach ein paar Tagen nichts mehr gab, zog man weiter. Unterwegs wurde der Flüchtlingstreck getrennt, die einen waren noch etwas kräftiger als die andern, aber alle hungerten, waren unterernährt und natürlich geschwächt.

Schliesslich erreichte die Familie die Stadt Battambang, wohin viele Flücht-

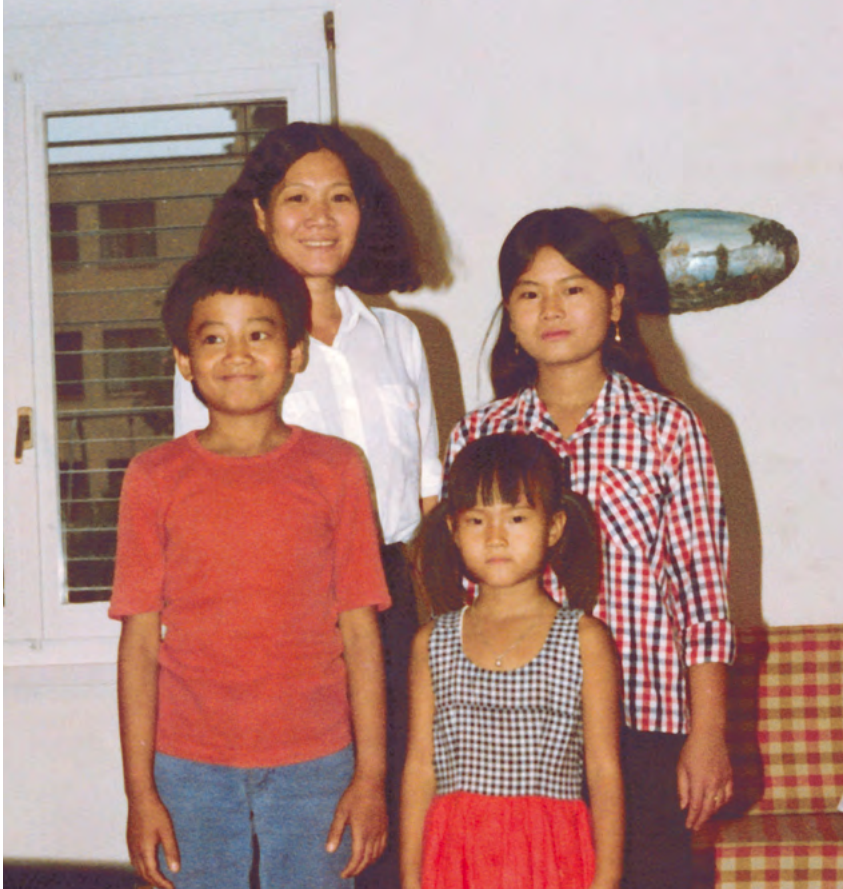
linge gezogen waren. Vater Mong Ung wurde krank, geschwächt vom Hunger. Es gab keine Spitäler mehr und keine Ärzte, aber in der Nähe von Tempeln wurden Kranke von Mönchen gepflegt. Zusammen mit Soldaten der Khmer und ihrer Schwester Bak-Hue versuchte Bak-Lang, ihren Vater mit einem Ruderboot zu einem solchen Tempel zu bringen; der Mutter wurde die Begleitung verboten. Aber er starb nach qualvollen Tagen im Boot bei der Ankunft. Sie konnte ihn nicht richtig beerdigen lassen, und so liegt er heute vermutlich in einem anonymen Gemeinschaftsgrab. Auf dem Rückweg starb auch die Schwester; sie war geschwächt von all den Strapazen.

Auch in Battambang waren die Roten Khmer und trennten die Familien. Es gab eine „1. Kraft“ (das waren die jungen Männer), eine „2. Kraft“ (das waren die Kinder) und eine „3. Kraft“ (dazu gehörten die älteren Frauen).

Die Menschen wurden zur Arbeit auf Reisfelder geschickt. Bak-Lang kam in das Lager Phnom Sombel (benannt nach einem Berg), zusammen mit Cousine Mouy, Cousin Tong und Hun-



Bei der Ankunft in Schlieren: No Ung, ein Deutschlehrer aus Wolhusen, Bak-Lang und Cousin Seav Guong.



No, Mutter Eang Hak, Schwester Bak-Heang und Bak-Lang (etwa im Jahre 1980) an der Pflugstrasse in Schlieren.

derten anderer Kinder. Sie alle mussten Baumwolle pflücken. Von allen anderen Verwandten wusste sie nichts, auch nicht, wo die Mutter war. Ab da war ihnen alles egal: Sie dachten, wir sterben sowieso. Die Mutter verblieb mit der kleinen Bak Heang in Battambang und musste auf den Reisfeldern arbeiten. Privatangelegenheiten gab es nicht mehr, das wenige Essen kam von den Roten Khmer. Schuhe, Kämmen, Zahnbürsten, Spiegel, Seife, Radio, Zeitung, Kalender – das alles war verboten. Die Menschen vegetierten wie Tiere. Die Haare der Erwachsenen wurden wegen der Läuse kurz geschnitten, alle waren einheitlich schwarz gekleidet. Man war völlig abgeschlossen von der Welt, hatte keine Ahnung von der Zeit, dem Datum, dem Jahr, wusste nicht einmal, wie man aussah. Schulen gab es keine. Der Kontakt innerhalb der getrennten Familien war verboten.

So blieben die Kinder vier Jahre lang im Lager. Bak-Lang war 14, als 1979 die Soldaten Vietnams im Lager einmarschierten. Sie waren für sie Befreier – und wieder hiess es: Los, laufen! Hunderte, Tausende von Kindern liefen los – aber wohin? Nach Hause

– ja, aber wo war das? Keines wusste, in welche Richtung!

Das Ende der Schreckensherrschaft der Roten Khmer

Im Land war alles zusammengebrochen: Es gab keine Verwaltung mehr, keine Verkehrswege, überall drohten Minen. Unzählige Menschen waren unterwegs. Zusammen mit ihrer Cousine, einer Cou-Cousine und einer Freundin zogen die Kinder also alleine los, ziellos, ohne Schuhe, nur mit den Kleidern, die sie trugen. Die Cousine und die Freundin schlossen sich (wie viele andere elternlose Kinder) unterwegs einem fremden Ehepaar an. Bak-Lang wollte das nicht. Sie suchte in Begeleitung ihrer Cou-Cousine ihre Mutter. Lief plan- und ziellos weiter, schlief auf harten Böden oder unter Bäumen, ass Blätter, Wurzeln, Kartoffeln, Fisch. Einen Monat lang dauerte diese Odyssee.

Ihre Mutter Eang Hak hatte inzwischen in Battambang gelebt und auf den Reisfeldern arbeiten müssen. Sie hatte für ihre Tochter gebetet und hatte gelobt, die Haare abzuschneiden, wenn sie sie je wieder finden würde. Nach der Befreiung durch die

Vietnamesischen Soldaten hatte sie ihre Tochter jeden Tag gesucht; sie wusste ungefähr, in welcher Richtung der Berg Sombel lag. Eines Abends hörte sie, dass ein Treck von Hunderten von Kindern im Anmarsch sei. Sie machte sich in der Nacht auf und fand Muoy und Bak-Lang.

Ihre Mutter, überglücklich, rasierte sich die Haare, und die Familie zog in eines der vielen leerstehenden Häuser. Viele Häuser standen leer, weil all die Menschen während des Regimes der Roten Khmer gestorben waren. Natürlich funktionierte nichts richtig. Der Handel lief nur über Tauschgeschäfte, meistens mit Reis. Der Alltag war immer noch gefährlich, die Roten Khmer tauchten immer wieder auf, und das Leben war schlechter als zuvor. Man wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Keine Schule, keine Bildung, keine Entwicklung. Eine Zukunft war nicht zu erkennen, Perspektiven fehlten völlig. Irgendwann tauchte, wie bei vielen anderen Kambodschanern auch, der Gedanke an die Flucht nach Thailand auf: Nur weg von Kambodscha!

Flucht nach Thailand – Aufnahme in der Schweiz

Treibende Kraft hinter diesem Plan waren Onkel Taing Sui Heang (Bruder der Mutter), ihre Mutter Eang Hak, deren jüngste Schwester Chen Lam und die Grossmutter Lim Mouy Sieng.

So brach die Familie wieder auf, zu Fuss, mit Kleidern und Gepäck auf einem Handkarren und mit Reis als Nahrung und Tauschmittel. Die Familie umfasste noch elf Personen, die Kleinkinder auf dem Karren. Mit ihnen auf dem Flüchtlingstreck waren etwa 3'000 Menschen: Auf weglassen Strecken durch den Wald. Immer auf der Hut, sich versteckend und – aus Angst vor Entdeckung durch die Roten Khmer – niemals auf der Hauptstrasse. Viele starben auf dem Weg. Es gab kaum Wasser, stets waren die

Flüchtlinge am Rande des Verdurstens. Mutter Eang Hak wurde krank. Ziel war Thailand, wo genau, war egal. Nahe der Grenze wurden sie immer wieder von thailändischen Soldaten und Wegelagerern überfallen und mit vorgehaltenem Gewehr brutal durchsucht: Hatte noch jemand Schmuck oder Gold? Immer weiter getrieben, schafften sie es nach etwa zehn Tagen, nach Lein, einer Pagode an der Grenze, zu kommen. Später wurden sie nach Chan Bhuri gewiesen und von dort per Lastwagen ins Lager von Khlong Yai. Das liegt an der Thailändischen Küste, etwa eine halbe Tagreise von Bangkok entfernt.

Aber die Kambodschaner waren in Thailand höchst unwillkommen, immer wieder wollten die Soldaten sie zurückschicken. Fast verhungert und verdurstet, hatten die Flüchtlinge nichts mehr zu verlieren und keine Angst mehr vor dem Tod. Sie weigerten sich. „Besser hier sterben, als wieder zurück müssen“, dachten sie.

In Khlong Yai warteten sie mit Tausenden ihrer Landsleute in Zeltstädten. Die Weltöffentlichkeit war inzwischen auf das Elend der Kambodscha-Flüchtlinge aufmerksam geworden. Verschiedene Länder (vor allem Amerika und Kanada, aber auch die Schweiz) nahmen Flüchtlingskontingente auf. So meldete eines Tages ein Vertreter des Roten Kreuzes, dass sich Waisenkinder für die Aufnahme in der Schweiz melden könnten. Das hörte Bak-Lang. Die allermeisten der Flüchtlinge wollten in die USA, andere nach Paris. Aber in die Schweiz? Bak-Lang wusste nur, dass es dort keinen Reis gab, nur Brot. Aber besser Brot essen als sterben. Also meldete sie das Gehörte ihrer Mutter, welche ihrerseits alle Verwandten auf die Warteliste setzte. Einige Wochen später traf die Bewilligung ein, und am 26. Juni 1979 kam die ganze Familie, mit anderen Flüchtlingen, nach Zürich. Papiere hatten sie keine; die hatten

sie schon 1974, bei der ersten Flucht, weggeworfen: Sie konnten sich damals schlicht nicht vorstellen, dass sie die Papiere noch einmal brauchen würden.

Bak-Lang Ung erinnert sich heute noch an die freundliche Aufnahme: Zunächst folgte das Duschen, die Desinfizierung, neue Kleider, Schuhe (mit 14 Jahren bekam sie übrigens Grösse 31) und dann ein Frühstück mit unglaublichen Leckerbissen: Säfte, Kaffee, Gipfeli, Brot. Sie wähnte sich in einem Paradies. War das alles nur ein Traum? Nachher kam die Gruppe für ein paar Monate nach Wolhusen, wo alle unterrichtet wurden. Bak-Lang Ung war zum ersten Mal in einer Schule!

Die Kambodscha-Flüchtlinge wurden dann, mit Unterstützung durch die Caritas, in der Schweiz verteilt. Lokale Hilfsgruppen (meist aus kirchlichen Kreisen) übernahmen die Betreuung. So kamen die Unga nach Schlieren, liebevoll betreut und begleitet vor allem durch Mitglieder der Reformierten Kirchgemeinde: Die Familien Trindler, Gysling, den Hollander, Huber und Haller sind in guter Erinnerung.

Bak-Lang trat 1980 fröhlich in die fünfte Klasse ein und fühlte sich, wie sie heute noch sagt, sehr, sehr wohl in der Schweizer Schule – trotz des Altersunterschieds von vier Jahren gegenüber ihren Kolleginnen und Kollegen. Aber sie litt sehr darunter, dass sie niemals eine Kindheit gehabt hatte. Nie hatte sie spielen können, Spielzeug war unbekannt, niemals hatte sie ihre Jugendtage unbeschwert mit anderen verbracht. Entweder Arbeit und als Älteste Verantwortung für die Geschwister übernehmen – oder dann in den letzten Jahren Flucht, Not, Angst, Entbehrung. Wohl deshalb fiel ihr das Lernen nicht leicht. Ihre 1989 geborene Tochter Puy hat im 2008 die kaufmännische Lehre abgeschlossen und bildet sich immer noch weiter.

2007 hat sie die Schweizer Staatsbürgerschaft erhalten. Heute ist sie in zweiter Ehe mit einem Schweizer verheiratet. Eheschliessung war übrigens am 9.9.09, das sind chinesische Glückszahlen. Das ist wichtig, denn Mutter Eang Hak ist gebürtige Chinesin. Eine intensive Verbindung mit Kambodscha gibt es natürlich nicht mehr, aber seit der Öffnung des Landes war sie schon drei Mal dort in den Ferien. Sie hat auch mit Mönchen gebetet und meditiert, damit ihr Vater (dessen Grab niemand kennt) Ruhe findet. Von der ehemaligen Regierung von Prinz Sihanouk hält sie nichts; der habe sein Land zeitweise verlassen und sich während der Terrorzeit zu wenig gegen die Roten Khmer gewendet, zeigt sie sich rückblickend überzeugt.

Sie hat aber jeweils nach ein paar Wochen Heimweh nach der Schweiz. Ihre Erlebnisse in so jungen Jahren hat sie nie vergessen. Noch heute plagen sie schwere Träume. Sie singt gerne die heimatlichen Lieder und hört gern die alte kambodschanische Musik. Ihre Tochter spricht noch recht ordentlich Kambodschanisch, denkt aber eher Deutsch oder Kantonesisch (von ihrem Vater her).

Ihre Mutter Eang Hak lebt immer noch in Schlieren. Dank dem Schweizer Pass (seit 1993) kann sie ihre ursprüngliche Heimat etwa alle zwei Jahre besuchen; eine ihrer Schwestern lebt noch in Kambodscha. Anfänglich hatte sie sehr Heimweh; das ist heute nicht mehr so. Sie fühlt sich wohl, vermisst aber oftmals die frischen Esswaren (Früchte, Gemüse, Fleisch – nichts ist tiefgefroren wie hier). Der Rest der Familie lebt verteilt im Limmattal.

Einen weiten Weg zurückgelegt

Die Familie Vega aus Spanien kam über Spanien und Peru in die Schweiz

Es war ein wahrhaft weit- und weltläufiger Weg, der die Familie Vega schliesslich in die Schweiz brachte! Er begann damit, dass Jose Franciso Vega, der Vater von Juan Carlos, in den 1960er-Jahren von seinem Heimatort Piura im Norden von Peru wegzog und in Lima an der Militärakademie seine Ausbildung antrat.



Familie Vega, Peru/Spanien

In Piura, im Norden Perus, besaßen die Vegas eine grosse Hacienda, auf der Früchte wie Limetten, Avocados u.s.w. angepflanzt wurden. Später studierte Jose Francisco in der Fremde, nämlich im spanischen Salamanca, Medizin. Dort lernte er seine Frau Maria de la Concepcion kennen, welche Pädagogik studierte. Nach der Heirat lebten beide in Ica (Peru), wo Jose Francisco seinen Beruf als Arzt ausübte. Das war die Zeit der Diktatur von General Franco in Spanien, Maria Vega verlor so ihre spanische Nationalität, weil sie ins Ausland heiratete. Als eher liberal und links Denkende fühlten sich die Vegas in Peru auch nicht mehr richtig wohl. Da waren die Armut, die politischen Umstände, die kulturelle Enge... es zog sie zurück nach Europa.

Ärztlemangel in der Schweiz

Anfangs der 70er-Jahre herrschte in der Schweiz Ärztemangel, wodurch eine Übersiedlung sehr leicht möglich war. Durch Kollegen erhielt Vater Vega ein Stellenangebot am Spital Münstertingen TG. Dieses nahm er an und zog die mittlerweile sechsköpfige Familie 1973 in die Ostschweiz nach. Die Familie plante schon damals, definitiv hier zu bleiben, und der Vater genoss die Arbeit, die Entfaltungsmöglichkeiten, die Sicherheit im Alltagsleben und die kulturelle Vielfalt. Die Ferien verbrachte man in Spanien. Nur einmal waren alle gemeinsam in Peru. Das Zuhause bei den Vegas in der Schweiz war südländisch und wohlbehütend, Familienausflüge, gemeinsames Essen mit vielen Kontakten und Besuchen gehörten dazu. Juan

Vega erinnert sich aber auch noch an den komplizierten Reiseverkehr mit dem Ausland: Als Peruaner mit Ausweis C brauchten sie für den Besuch fast jedes europäischen Landes ein Visum, was wiederum Anstehen in den Konsulaten usw. bedeutete. Für den Vater folgten weitere berufliche Stationen: Das Kantonsspital St. Gallen, später Frauenfeld. Sohn Juan Carlos Vega, geboren 1971 in Peru (wie seine drei Geschwister), machte die Primarschule und das Gymnasium in der thurgauischen Hauptstadt. Seine Eltern (wie die meisten Eltern von Emigranten) legten Wert auf gute Ausbildung ihrer Kinder und stellten hohe Erwartungen. Die Jungen sollten ja im neuen Land Erfolg haben. Schon während der Kantonsschul-Zeit stammten Juan Carlos Freunde öfters aus anderen Kulturkreisen, beispielsweise aus Italien oder Vietnam. Ihnen fühlte er sich durch ein gewisses „Anders-Sein“ verbunden. Es folgte ein halbes Jahr des „Jobbens“, und dann erfüllte er sich den Traum des Reisens. Schon damals wusste er genau, was er studieren würde.

Es zog ihn nach Südamerika, obwohl er nicht dort aufgewachsen war. Die Kontakte dahin hatten sich mehr oder weniger auf Briefwechsel beschränkt; Skype, Billigtelefonie und Facebook waren noch nicht erfunden. Die Reise war eine grossartige Erfahrung: Allein unterwegs mit dem Rucksack zu sein ist sehr bereichernd. All die Begegnungen und Erlebnisse halfen vielleicht mit, aus einem eher scheuen, zurückhaltenden Kind einen offenen und interessierten Menschen zu machen.



Zu Beginn der 1970er-Jahre: Rückkehr nach Ica in Peru (stehend Vater Jose Francisco mit Familie und Verwandten).



Die Familie – um 1977 – auf einer Wanderung in den Ostschweizer Bergen.

Zurück zu den Wurzeln

Nach der Rückkehr schrieb er sich ein am Konservatorium Zürich (Hauptinstrument Gitarre). Er schloss die Ausbildung mit dem Lehrerdiplom ab. Während dieser Zeit pendelte er zwischen der Ostschweiz und Zürich hin und her. Auf lustige Art lernte er seine Frau Elanor Sinclair kennen: Sie, eine Peruanerin mit schottischen und mexikanischen Wurzeln, hat einen Bruder, welcher seinerseits mit einer Schweizerin verheiratet ist. Als deren Kind geboren wurde, kam Elanor als Betreuerin mit einem Touristenvisum in die Schweiz. Über Freunde aus Wohngemeinschaften (damals eine beliebte Lebensform unter jungen Leuten) wurden die beiden miteinander bekannt.

Das Touristenvisum von Elanor lief aus, sie musste zurückkehren. Es folgte ein monatelanger Briefkontakt. Der war zwar schwieriger als die heutigen Kommunikationstechniken es erlauben, aber er machte die Bezie-

hung wohl auch tiefgründiger. Täglich hofften die beiden, im Briefkasten ein Zeichen zu finden. Und manchmal ging auch eine Botschaft verloren. So besuchte Juan Carlos Vega seine Liebe im Frühling 1994 in Peru für zwei Wochen, und dann war alles klar: Die beiden würden zusammenbleiben.

Er organisierte ein Studenten-Visum für sie, damit sie an der Dolmetscherschule Deutsch lernen konnte. Dieses Visum konnte man damals beliebig oft verlängern. Nach einem weiteren halben Jahr war klar, dass die beiden heiraten würden! Das taten sie 1995 in Frauenfeld, und anschliessend zogen sie nach Zürich, beide im Studium (Frau Sinclair de Vega, wie sie nach peruanischem Recht heisst, jetzt als Übersetzerin), beide ohne Job. Aber das Studentenleben war toll: Möbel aus dem Brockenhaus, Gelegenheitsjobs, Träume für eine Zukunft...

Schliesslich bekam Juan Carlos Vega eine Stelle als Gitarrenlehrer in der

Musikschule Schlieren. Er unterrichtete im Kellertheater Grabenstrasse. Die Verhältnisse waren nicht eben von Überfluss geprägt: Elanor musste als Verkäuferin jobben, bis das Studium zu Ende war.

Während all der Jahre hatte Juan Carlos Vega eine Vision: Den Traum von einem Einfamilienhaus mit genug Räumen zum Leben und Musizieren; vielleicht sogar mit einem Musiker-Freund zusammen. Aber wie finden? In der Stadt? Geduldig warteten die Vegas, bis sich nach langer Geduldssprobe 1999 eine Möglichkeit in Schlieren ergab. Zwar nahm der Vermieter Juan Carlos anfangs nicht so recht ernst, aber als sich dann auch noch Frau Elanor einschaltete, kam es zum Abschluss, und sie erlebten die Vermieterschaft als sehr grosszügig. Die Familie (zeitweise wohnt auch noch Mutter Vega im Haus) fühlt sich sehr wohl im Quartier: Sie haben in den zehn Jahren so viel erlebt... die Beständigkeit der Nachbarschaft,



Erstkommunion der jüngsten Schwester

freundliches Treffen, nachbarlicher Austausch. Zwar (Juan Carlos Vega erzählt das mit Schmunzeln) seien sie anfänglich wohl ein bisschen exotisch gewesen. Oft ein bisschen zu laut in einer Umgebung mit Pensionierten oder Familien mit Kindern. Beide Seiten haben aber gelernt, zu einer guten Nachbarschaft Sorge zu tragen.

Die Schüler für die Musik begeistern

Juan Carlos Vega unterrichtet weiterhin in Schlieren, dazu auch an der Musikschule Zürich klassische Gitarre. Er spürte, vielleicht von Mutterseite her, schon früh ein Talent zum Unterrichten. Er sieht sich nicht nur als fachlicher Vermittler einer Kultur, sondern schätzt vor allem die oft jahrelange Begleitung seiner Schüler und will ihnen helfen, etwas zu gestalten, zu interpretieren: Jetzt höre ich nicht mehr ein bestimmtes Stück, sondern jetzt höre ich dich. Ich höre Trauer, Freude, Stimmungen – vielleicht einen technischen Fehler, aber ich höre deine Persönlichkeit. Das geht nur, wenn zwischen Schüler und Lehrer Vertrauen besteht.

Im weiteren arbeitet er auch mit Profimusikern, spielt im Opernhaus Zürich,

im Stadttheater St. Gallen und produziert Bands im populären Sektor.

Zwiespalt der zweiten Generation

Emigranten der zweiten Generation leiden oftmals daran, dass sie zwar beide Kulturen in sich tragen, aber sich in keiner eindeutig „zu Hause“ fühlen. Das ist auch bei den Vegas so. Eine Rückkehr nach Peru steht zwar nicht zur Diskussion, aber eine gewisse Sehnsucht ist da.

Noch schwieriger ist dieses „Dazwischen-Sein“ für Elanor Sinclair de Vega. Sie, die in Peru aufgewachsen ist, geht nach Peru und ist dort Peruanerin; er ist es (trotz des peruanischen Passes) nicht. Beim Fussballspiel (das ist ja die Schmunzel-Frage, die immer kommt) schlug sein Herz jedoch für Peru. Immerhin: Die ganze Familie hat ihren Wohnsitz in der Schweiz, nur die jüngste Schwester lebt in Florida. Der Vater ist mittlerweile pensioniert und lebt auch in Schlieren; die Mutter „pendelt“ zwischen Spanien und der Schweiz.

Die Vegas sind seit kurzem eingebürgerte Schweizer – aber nicht nur. Sie fühlen sich hier sehr wohl und haben niemals irgendwelche Fremden-

feindlichkeit gespürt. Sie schätzen die Gestaltungsmöglichkeiten in der Gemeinschaft und die Sicherheit in allen Belangen. Sie beteiligen sich an Wahlen und Abstimmungen. Sie wissen: Man kann hier mit nichts anfangen und es zu etwas bringen; man lernt auch, das, was man tut, gut zu machen. Fast philosophisch ist der Gedanke, dass das Klima in einem Land über die Jahrhunderte auch die Menschen prägt: Wenn die Menschen in der Schweiz früher nicht vorsorgten, bekamen sie ein Problem im Lauf des Winters; wenn sie nicht solide bauten und arbeiteten, ebenfalls.

Vegas Rat für die Integration: Ganz klar, als erstes die Sprache des neuen Landes lernen und auch die Kommunikation mit den Leuten pflegen. Immigranten sollen sich nicht nur in den eigenen Kreisen bewegen. Und zudem – mit einem charmanten Lächeln – müsse man halt mit den Schweizern manchmal auch ein bisschen Geduld haben... wie mit allen anderen Leuten auch.

Gute Aussichten im Schneidergewerbe

Alberto Vieras Vater wanderte aus Venezien in die Schweiz ein

1952 wanderte der italienische Schneider Carlo Viera in die Schweiz aus, weil die Berufsaussichten hier wesentlich besser waren. Er hat hier in beruflicher Selbständigkeit schwierige Zeiten erlebt, aber auch viel Unterstützung erlebt.



Alberto Viera
Italien

Die Vieras stammen aus Torre di Mosto, einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Caorle in der Provinz Venezia. Vater Carlo wurde 1933 geboren und war Schneider wie seine Frau, Maria Ortoncelli. Carlo wanderte im Jahr 1952 aus, weil die Berufsaussichten in der Schweiz besser waren. Seine Frau Maria folgte ihm kurze Zeit später nach.

Zunächst arbeitete Carlo als Hilfskraft in chemischen Reinigungen. Als qualifizierter Berufsmann und Schneider stieg er schnell zum Vorarbeiter auf. Er war ein sehr offener Mensch, hatte sofort Kontakt mit den Leuten und lernte auch sehr rasch Deutsch. Seine Frau arbeitete in Fabriken als Näherin. Über acht Stationen (unter anderem Bern, Horgen und Zürich-Schwamendingen) kam die Familie 1971 nach Schlieren, um sich hier selbständig zu machen. Carlo Viera übernahm die im Salmen-Gebäude schon bestehende Chemische Reinigung. Schreiner Müller hatte ihm den Rat dazu gegeben und gute Möglichkeiten in Aussicht gestellt. Das notwendige Geld für die Selbständigkeit liehen ihm Kollegen aus Torre di Mosto sowie (ein Zeichen der Integration) Handwerker aus Schlieren. Und Elektriker Max Weber stellte sich als Bürge zur Verfügung. Carlo Viera gründete hier, zusammen mit dem unvergessenen italienischen Pfarrer Don Genesio, den Choro Italiano und war 15 Jahre lang dessen Präsident.

Schwierige Zeiten als Ausländer, aber auch Unterstützung

Die Zeiten in den 1950er- und 1960er-Jahren waren hart. Die zunehmende Einwanderung weckte Widerstände (die 1970 und 1974 ihren Ausdruck in den



Carlo und Maria Viera, Albertos Eltern, bei der Hochzeit.



Impressionen aus der Heimatgemeinde der Familie Viera, Torre di Mosto im italienischen Venetien.



Überfremdungsinitiativen fanden) und Sohn Alberto berichtet, dass die Eltern kämpfen mussten, um zu überleben. Es gab für die Einwanderer keinerlei Hilfe, auch kein allfälliges Arbeitslosengeld; das Paar wohnte anfänglich in einer 1-Zimmer-Wohnung, bis das erste Kind, Flavio, zur Welt kam. Dieser Sohn musste etwa ein halbes Jahr in Italien verbringen, damit die Mutter hier arbeiten konnte. Dieses Opfer sei damals einfach notwendig gewesen. Alberto Viera meint, dass man heute den jungen Menschen manchmal den Weg fast zu sehr ebne. Andererseits gab es Hilfe und Rat von Schweizer Handwerker-Kollegen. Tüchtige Leute wurden hierzulande schon immer gern gesehen und geschätzt.

Im Jahr 2003 starb Vater Carlo, und die Mutter wurde Inhaberin des Geschäftes, das später auf den Sohn Alberto überging. Dieser führte die Firma bis Februar 2009. Mit ein Grund für den Verkauf des Geschäftes waren der Raubbau an sich selbst mit den langen Präsenz- und Arbeitszeiten.

Die zweite Generation erlebte eine ganz andere Situation

Alberto Viera wurde 1964 in Bern geboren. Er erinnert sich noch an den Kindergarten in Schwamendingen und dann an die Schule in Schlieren. Ungefähr im Alter von 11 Jahren wurde er Schweizer, genau zur Zeit der Überfremdungs-Initiativen! Sein italienisches Bürgerrecht musste er gemäss den damaligen Bestimmungen abtreten und konnte es erst viel später wieder beantragen.

Aber die Integration machte ihm keinerlei Schwierigkeiten, er fühlte sich immer als Schweizer und musste sich auch keine dumme Anmache anhören. Und wenn, dann waren es höchstens kumpelhafte Sprüche, freundschaftlich gemeint und nicht verletzend. Die Familie fühlte sich als Gast und passte sich auch schnell und gern an. Hinzu kam die Mitgliedschaft in Sportklubs. Nie gab es den Gedanken, zurückzukehren oder gar etwas Eigenes zu bauen in der alten Heimat; das sei – so Alberto – eher die Art der Südtaliener.

Sich auf die Gepflogenheiten im Gastland einlassen

Alberto Viera findet, das sei schon ein Teil des Geheimnisses für den Erfolg bei der Auswanderung: Man dürfe als Gast das bestehende System nicht ausnützen und müsse bereit sein, sich auf die hiesigen Menschen und Bräuchen einzulassen. Diese Bereitschaft vermisst er bei einigen Einwanderern. Es sei gewiss falsch, wenn man in der Schweiz zwar leben wolle, aber gleichzeitig nur die eigene Kultur pflanze.

Der Ausbildung wegen in Europa

Wie ein chinesisches Paar in Schlieren sein Zuhause fand

Die Chinesen Shuan Xiao und Wenyi Chen kamen unabhängig voneinander zur Ausbildung nach Europa. Hier lernten sie sich kennen und lieben; jetzt leben sie schon seit vielen Jahren mit ihrer Familie in Schlieren.



Familie Shuan Xiao und Wenyi Chen China

Die Familie Xiao stammt aus Wuhan, einer chinesischen Grossstadt mit über sieben Millionen Einwohnern in der Provinz Hubei. Die Stadt liegt an der Mündung des Flusses Hanshui in den Jangtse und ist eine der historischen Kulturstädte; vor zirka 120 Jahren hat sie sich aus drei Städten an der Flussmündung entwickelt, und wurde mit dem neuen Namen Wuhan benannt.

Dass die Familie heute in Schlieren wohnt, hat mit vielen Zufällen – aber auch mit dem Lauf der grossen Welt-politik zu tun.

In den 1980er-Jahren, nach langer Abschottung von der westlichen Welt, be-

gann sich China zu öffnen. Es ging um eine politische Öffnung, aber natürlich vor allem um eine wirtschaftliche: China wollte die ihm zustehende ökonomische Rolle in der Welt wahrnehmen und brauchte dazu Know how aus dem Westen.

Der 1962 geborene Shuan Xiao studierte an der Technischen Universität in Wuhan, die eine von 23 Technischen Hochschulen und Universitäten in Wuhan ist, (übrigens eine der renommiertesten in China mit heute etwa 37'000 Studierenden) Bergbau und machte dort seinen Bachelor. Vom Staat her gab es nun Stipendien: Begabte Leute wurden ausgewählt und

ins Ausland geschickt. Xiao setzte sich in sehr strengen Aufnahmeprüfungen durch (aus der ganzen Technischen Universität Wuhan durften in diesem Jahr gerade mal zwei Studenten ins Ausland!) und konnte sein Studium an der Technischen Universität Clausthal in Niedersachsen fortsetzen. So kam er 1985 nach Deutschland, studierte auch dort Bergbau und schloss 1993 als Doktor-Ingenieur ab. Auf Anraten seines österreichischen Doktorvaters zog er in die Schweiz, wo sein Wissen sehr gefragt war.

1986 lernte er in Deutschland seine zukünftige Frau kennen, Wenyi Chen. Im heimatlichen Wuhan hatte sie nach



Die Familie von Wenyi Chen (vorne) in den 1960er-Jahren.

dem Studium fünf Jahre in einer Brauerei gearbeitet und sollte nun in Europa Brauereianlagen und -maschinen, Betriebs- und Managementsysteme in verschiedenen deutschen Brauereien kennen lernen und auch an der Fachhochschule studieren. Das Praktikum und das kurze Studium wurden von der Stadt Wuhan finanziert. Nach einhalb Jahren Praktikum und Studium kehrte Wenyi Chen im Frühling 1988 nach China zurück.

Für die Heirat kehrte Xiao kurz zurück zu ihrer Familie nach China. Shuan Xiao hatte dafür extra Urlaub erhalten. Der Ehemann reiste kurz darauf wieder nach Deutschland; seine Frau blieb in China und arbeitete weiter bei der „alten“ Brauerei. Als Jiawen, ihr Kind, 1989 auf die Welt kam, lebte die Familie getrennt.

Dann wirbelte die grosse Weltpolitik wieder ein bisschen ins Leben unserer chinesischen Familie hinein: Früh

im Jahr 1990, unmittelbar nach der Wende (damals öffnete sich der „Eiserne Vorhang“, und die mitteleuropäischen kommunistischen Regimes schüttelten die russische Bevormundung ab) wollte Wenyi Chen nach Deutschland zurückkehren. Es gab damals nur die Route über Moskau/Ostberlin; aber da klappte gar nichts. Bange Momente des Wartens waren die Folgen für die junge Familie, bis dann endlich auch sie wieder vereinigt wurde. Was zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR stattfand, klappte hier auch im kleinen, familiären Rahmen.

Anstelle der Rückkehr: Die Schweiz!

Natürlich war ursprünglich geplant, dass beide nach ihrer Ausbildung wieder in die chinesische Heimat zurückkehren würden. Die Frage stellte sich denn auch etwa ums Jahr 1996 sehr ernsthaft, weil da die Tochter doch schon ordentliche Schwierig-

keiten gehabt hätte, sich in China zu integrieren. Zudem waren die beruflichen Aussichten in Europa besser.

Wie kommt nun ein graduierter chinesischer Bergbau-Ingenieur in die Schweiz und ausgerechnet nach Schlieren? Shuan Xiao unterstreicht, dass zum einen die Schweiz in China einen ganz hervorragenden Ruf geniesst. Unser Land gilt als Hort der Sicherheit und der Schönheit; viele Chinesen denken, es müsse sich hier nahezu paradiesisch leben lassen. Er selbst lernte auf einer Studentenreise mit allem, was dazu gehört (Busfahren, Jugendherbergen und vielem mehr) dieses Paradies kennen und lieben: Er war fasziniert von den Bergen und vom Schnee. Das ganze Land hinterliess bei ihm einen ausgezeichneten Eindruck.

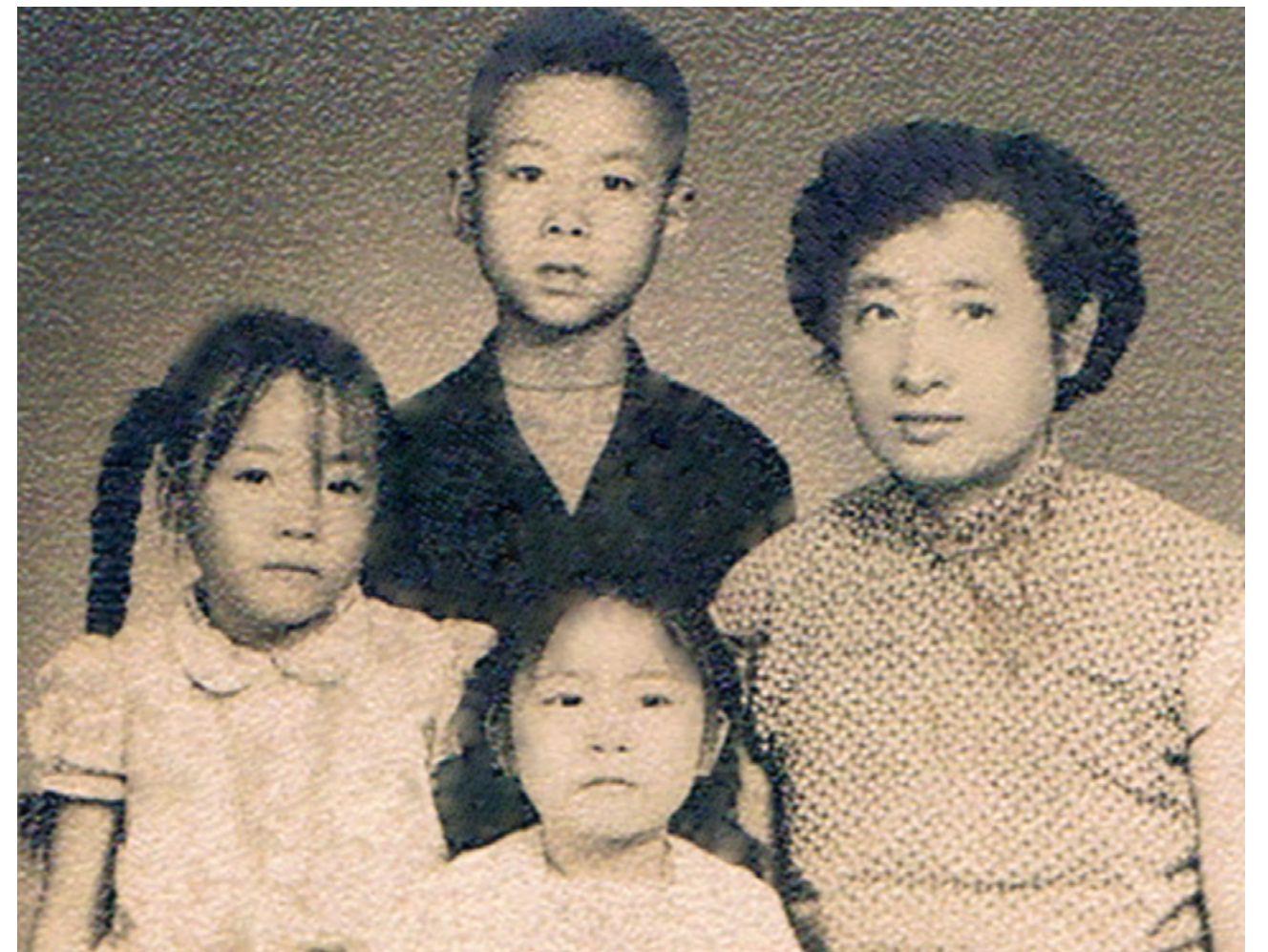
Zudem brachte er als Bergbau-Ingenieur wichtiges Wissen mit. Das hatte mit dem Bau des Gotthard-Basistun-



Wenyi Chen in der 1970er-Jahren am Jangtsekiang.



Wenyi Chen mit ihrem Bruder in Kindertagen.



Wenyi Chen (links) mit ihren beiden Geschwistern und ihrer Mutter.

nels zu tun. Dort gab es sehr schwierige geologische Situationen, bei denen sein Wissen besonders wertvoll war.

Dass die Familie in Schlieren lebt, und dies seit 16 Jahren in der gleichen Wohnung, ist eher ein Zufall. Die Lage der Wohnung ist gut, sie ist grosszügig und zudem preiswert. Was will man denn noch mehr? Heute arbeitet Shuan Xiao als Verkaufsleiter eines schweizerischen Technologie-Unternehmens und Vermittler zwischen China und der Schweiz. Seine Hauptaufgaben sind die Pflege geschäftlicher Beziehungen und technischer Know how-Transfer. Für diese Aufgaben reist er regelmässig nach China.

Die Erinnerung an China verblasst

Eine Geschichte für sich ist jene des Bürgerrechts. Die Xiaos sind eingebürgert und sehr stolz darauf, hier wählen und abstimmen zu können.

So etwas kennt man in China überhaupt nicht. Der Parlamentarismus und die direkte Demokratie sind für die Familie immer noch etwas Besonderes, in China wird einfach „von oben“ bestimmt. Einen Haken hat die Sache allerdings: China erlaubt kein Doppelbürgerrecht; nach fünf Jahren wird ein chinesischer Pass nicht mehr erneuert. Xiaos reisen heute also mit dem Schweizer Pass nach China...

Womit wir beim Kontakt mit der alten Heimat sind. Es gibt natürlich Besuche (aber immer nur in China, nie umgekehrt; das wäre möglich, ist aber finanziell nicht einfach) und natürlich Briefe und Telefongespräche. Vor allem Tochter Jiawen ist – wie die Eltern sagen – klar Schweizerin und nur noch am Rande Chinesin; Deutsch ist ihre Muttersprache und Chinesisch Zweitsprache. Für sie ist auch der Kontakt mit den Grosseltern schwierig: Sie spricht Hochchinesisch;

die Verwandten in China sprechen einen Dialekt.

So fühlt sich die Familie denn sehr wohl hier. Fremdenfeindliche Sprüche haben sie nie erlebt. Shuan Xiao ist durch seine berufliche Tätigkeit gut integriert, die Tochter durch die Ausbildung (sie hat eben ein Praktikum bei der UBS beendet und wird bald ihr Studium beginnen). Wenyi Chen macht sich aktuell Gedanken über ihre Weiterbildung. Sie freut sich ganz speziell über die gute Luft hier und die Wanderungen, die man vor der Haustür machen kann, denn früher sei sie oft krank gewesen.

Was vermissen die Xiaos? Gelegentlich den chinesischen Alltag mit den vielen Bekannten und Verwandten und auch das asiatische Gemüse ... der viele Käse werde manchmal doch etwas schwer.

Aus einem zerrissenen Land

Die unternehmenslustige Krankenschwester zog es in die grosse Welt hinaus

Young-Sook Kims Heimat ist Südkorea, genauer die Stadt Busan in der Provinz Gyeongsangnam-do. Busan ist seit 1963 politisch eine unabhängige Einheit. Es ist die zweitgrösste Stadt Südkoreas mit fast vier Millionen Einwohnern, besitzt den grössten Hafen des Landes und liegt am südöstlichen Ende der Koreanischen Halbinsel.



Young-Sook Kim
mit Tochter Nicole
Südkorea

Korea hat eine jahrtausende alte, wechselnde Geschichte, war aber seit 1895 auch juristisch ein souveränes Kaiserreich. Seit 1446 wird die Sprache und Schrift Hangul verwendet; die Schrift hat 17 Konsonanten- und elf Vokalzeichen.

Ab 1910 machte das in Ostasien dominante Kaiserreich Japan Korea zur Kolonie. Japans Kapitulation 1945 beendete dann auch in Asien den Zweiten Weltkrieg. Der nördlich des 38. Breitengrads gelegene Teil Koreas wurde von den Sowjets besetzt, der südliche Teil von den Amerikanern, wie das von den Alliierten vorher vereinbart worden war. Entsprechend gestalteten die Russen den nördlichen Teil nach kommunistischen Vorstellungen und die Amerikaner den südlichen nach den ihren. 1948 zogen die Russen ihre Truppen ab; die amerikanischen blieben bis heute.

Verhandlungen zwischen den beiden Supermächten blieben ohne Ergebnis, 1950 brach der Koreakrieg aus. Das Kriegsglück in diesem Stellvertreterkrieg (der Rest der Welt litt unter dem sogenannten Kalten Krieg) wechselte: Zu gewissen Zeiten war fast der ganze Norden vom Süden erobert oder umgekehrt. Nach drei Jahren Bombardierungen, beidseitigen Grausamkeiten und Greueln hinterliess der Krieg zwei völlig zerstörte Staaten und fast drei Millionen Tote. Der Waffenstillstand nach drei Jahren sah die vorläufige Trennung – wieder am 38. Breitengrad – vor. An der entmilitarisierten Zone wachen im Süden noch heute Schweizer Soldaten im Auftrag der UNO.

Zurück zur Familie Kim. Ihre Grosseltern waren Grossbauern und betrieben Reis- und Baumwollanbau in Sanch'ong. Das ist ein kleines Dorf

im Nationalpark Jirisan, westlich von Busan. Frau Kims Vater zog, wie später die ganze Familie, in die Stadt.

Via Deutschland ins Heidiland

Vom Koreakrieg bekam Frau Kim nicht viel mit. Sie wurde 1952 geboren und Busan war nie besetzt von den nördlichen Truppen. Sie erinnert sich aber lebhaft an den Lärm der über die Stadt brummenden Flugzeuge; auch weiss sie, dass die Stadt viele Flüchtlinge beherbergte.

Ihre Eltern erlebten das alles mit. Weil die Japaner (zu Anfang des 20. Jahrhunderts) ihre Kultur und ihr Geschäftsleben auch in ihren Kolonien verbreiten wollten, bekam ihr Vater – wie viele andere Koreaner – eine Ausbildung in Japan. Das war gegen Ende des Zweiten Weltkrieges. Er arbeitete, nach Korea zurückgekehrt, zunächst bei einer Bank. Die Mutter war Haus-



Die Grossmutter väterlicherseits (vorn Mitte) feierte 1953 in Sanch'ong ihren 60. Geburtstag. Schräg dahinter steht Frau Kims Mutter mit Frau Kim als Baby auf dem Arm. Die Geschenke sind Symbole der Fruchtbarkeit und des Reichtums.



Heirat der Eltern von Frau Kim 1944 in Sanch'ong: Frau Hyun Soo Cho und Herr Geun Jong Kim. Traditionelle Kleider für die Hochzeit. Die Reisschalen symbolisieren Fruchtbarkeit, die Hähne das Glück, die Tannen und der Bambus sind Symbole für Reichtum und Treue.

frau und betreute ihre fünf Kinder. Diese Geschwister sind übrigens alle in Korea geblieben. Der Vater machte sich später im Transportgewerbe selbständig, verlor aber im Anschluss an einen Unfall das erworbene Vermögen wieder. Er versuchte später mit wechselndem Erfolg, wieder selbständig zu arbeiten. Als „Überlebensphilosophie“ gab er seiner Tochter mit, geistig wach und vielseitig interessiert zu bleiben und niemals den Mut zu verlieren.

Young-Sook Kim besuchte in ihrer Stadt das Gymnasium und wählte neben Englisch als zweite Fremdsprache Deutsch; dies noch ohne spezielle berufliche Pläne. Eigentlich dachte sie an einen künstlerischen Beruf, absolvierte aber die Ausbildung zur Krankenschwester. Diese Ausbildung war auch international sehr angesehen. Als unternehmungslustige junge Frau zog es sie nun 1974 in die weite Welt; in Deutschland gab es einen Mangel an Pflegepersonal und so verschlug es sie nach Bad Pyrmont bei Hannover. Dort und in anderen Spitälern arbeitete sie vier Jahre. Als Krankenschwester musste man sich für drei Jahre verpflichten, dann war der Flug bezahlt; Young-Sook Kim blieb vier Jahre. Sie besuchte ihre Heimat während dieser Zeit nie, reiste aber viel mit Kolleginnen und lernte Europa kennen. Nachher kehrte sie zurück und arbeitete in Korea als Kinderkrankenschwester.

Wahrscheinlich hatte das abendländische Gedankengut einen grossen Einfluss ausgeübt. Jedenfalls fühlte sie sich nach ihrer Rückkehr in Korea mit all den Traditionen und Gewohnheiten auf eine gewisse Art eingeeengt. Sie war schliesslich an Freiheit und Unabhängigkeit gewöhnt und auch daran, dass sie selbst Verantwortung tragen durfte. So wollte sie zurück nach Europa. Aus der Kinderzeit erinnerte sie sich an die auch in Asien berühmte Heidi-Geschichte und wollte



Die Eltern von Young Sook Kim mit allen Enkelkindern.

dieses „Heidiland“ kennenlernen; die Schweiz hatte mit ihrer Märchenlandschaft einen guten Ruf. Sie bewarb sich bei einer Agentur und erhielt sofort eine Stellung in der psychiatrischen Klinik in Wil SG. Die Eltern waren anfangs natürlich traurig darüber – aber sie vertrauten ihr und liessen sie ihren Weg gehen.

So reiste sie mit einer Freundin aus Kindertagen im April 1979 in die Schweiz und erlebte schon auf dem Flughafen Kloten einen überaus herzlichen Empfang. Auch an ihrer Arbeitsstelle waren Begrüssung und der Alltag ungewein freundlich, und sie fühlte sich auch von den Schweizern auf Anhieb sehr liebenswürdig und hilfsbereit aufgenommen. Also blieb sie fast drei Jahre in Wil und wechselte später ans Universitäts-Spital Zürich, wo sie 15 Jahre in der Neurochirurgie und fast drei Jahre in der Rheuma-Forschung arbeitete.

Inzwischen hatte sie 1987 ihre Tochter Nicole geboren, welche sie als alleinerziehende Mutter betreute. Aber nun galt es, eine günstige Wohnung zu suchen – in Zürich ein Ding der Unmöglichkeit. Durch eine Freundin fand sie 1988 etwas Passendes in Schlieren, und ebenda wohnt sie noch heute. Sie war sehr froh über das Entgegenkommen ihres Arbeitgebers. Zeitweise konnte sie ihr Arbeitspensum auf 50 Prozent reduzieren. Zusammen mit Bekannten und einem Onkel konnte so Nicoles Betreuung gut gelöst werden.



Nicole mit ihrer Grossmutter, bei deren Besuch in der Schweiz im Jahre 2002.

Aus Gesundheitsgründen musste sie schliesslich ihren Beruf vorzeitig aufgeben. Sie ist bis heute sehr dankbar für den Zusammenhalt der Familie und die Unterstützung, die sie als Alleinerziehende bekam. Das hätte auch in Korea nicht besser sein können.

Koreaner in der Schweiz halten sehr zusammen und haben gute Kontakte untereinander. So findet in der Kirche St. Peter und Paul am Stauffacher in Zürich alle vierzehn Tage ein koreanischer Gottesdienst statt. In Korea gehören mehr als die Hälfte der Menschen einer Religion an; davon sind etwas über die Hälfte Buddhisten, ein Drittel Protestanten und ein Zehntel katholische Christen. Es gibt auch je eine koreanische Gemeinschaft in Zürich, Basel, Bern, St. Gallen und Genf; alle Jahre finden entsprechende Treffen statt.

Young-Sook Kim pflegt bis heute ihre koreanische Kultur und ist verbunden mit ihrem Land. Auch ihre Eltern waren schon hier. Aber sie ist Schweizer Bürgerin geworden und musste, entsprechend der koreanischen Gesetzgebung, ihren koreanischen Pass abgeben. Obwohl das nie so geplant war, ist eine Rückkehr für sie ausgeschlossen. Der berufliche Erfolg, die Geburt der Tochter Nicole und die Zufriedenheit mit ihrem Leben in der neuen Heimat liessen die Gedanken an eine Rückkehr immer mehr verblassen.

Tochter Nicole besuchte in Schlieren die Primarschule und dann die Kantonsschule Urdorf. Sie studiert nun Soziologie. Sie kennt ihre Herkunftsfamilie, aber sie ist vollkommen heimisch hier. Sie spricht auch koreanisch, denn sie besuchte alle zwei Wochen die koreanische Schule.

Respekt, Toleranz und der eigene Beitrag als Schlüssel

Young-Sook Kim liebt natürlich auch ihre alte Heimat noch, hat diese ihr doch ihre Ausbildung und Kultur vermittelt, was sie als sehr wichtig empfindet. Deswegen pflegt sie einerseits ihre koreanischen Traditionen. Allerdings fühlt sie oft auch wie eine Schweizerin. Als beispielsweise die Schweizer U17-Auswahl Fussball-Weltmeister wurde, hat sie das riesig gefreut.

Für ihre Tochter gilt das natürlich sinngemäss auch, diesmal in Bezug auf die Schweiz; sie verdanke ja ihre Ausbildung der Schweiz. Als Gast in einem Land dürfe man auch nicht nur jammern und bemängeln, was fehlt – man müsse eben auch gut und positiv sein und seinen Beitrag leisten. Sie arbeitet in diesem Sinne auch mit beim Zelgli-Zmorge für Senioren.

Young-Sook Kim findet, dass wir Schweizer unsere alten, auch christlichen Traditionen pflegen und uns nicht immer anpassen sollen. Das Christentum sei zwar in erster Linie eine Religion, doch es sei auch Teil des schweizerischen Kulturgutes.

bisher erschienene Jahrbücher

1954	Die Orts- und Flurnamen der Gemeinde Schlieren	Gustav Fausch (vergriffen)
1955	Vom Schlieremer Wald	Dr. Emil Surber (vergriffen)
1957	Die Schlieremer Schule im Wandel der Zeiten	Hugo Brodbeck, Heinrich Wipf und Hans Brunner
1959	Schlieren vor 100 Jahren	Dr. Emil Surber und Heinrich Meier
1961	Das Tragerbuch aus dem Jahre 1759	Rolf Grimm
	Grosse Überschwemmung und Hochwasser im Limmattal am 14. und 15. Juni 1910	Eduard Böhringer und Albert Vollenweider-Schuler
	Lebensfragment eines alten Schlieremers	Heinrich Wipf
	Rudolf Hollenweger von Schlieren, Lehrer in Blumenau, Brasilien	Heinrich Meier-Rütschi
1963	Rückblick auf die ersten 10 Jahre des Bestehens der Vereinigung für Heimatkunde Schlieren	Heinrich Meier-Rütschi
	Bürger Nutzen vor 100 Jahren	Dr. Hans Heinrich Frey
	Die Aufhebung des Bürgernutzens in Schlieren	Heinrich Meier-Rütschi
	Der 1. Juni 828, ein Markstein in der Geschichte von Schlieren	Rudolf Grimm
1965	Die grosse Schulreise von 1833	Rudolf Grimm
1967	Kilch und Gmeind zu Schlieren unter dem Spital zu Zürich 1379 – 1824	Hans Höhn
1970	Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, I. Teil	Peter Ringger
1972	Die Inventarisierung der kulturhistorischen Objekte, II. Teil	Peter Ringger und Jean-Claude Perrin
1975	Aus den Anfängen der Schlieremer Industrie	Hans Bachmann, Walter Bösch, Ursula Fortuna und Peter Ringger
1977	Gerichtsbüchli von Schlieren	Eingeleitet von Ursula Fortuna
1979	Die Öffnung von Schlieren	Dr. Ursula Fortuna
1981	Die Pfarrbücher von Schlieren, Ehen 1622–1875	Dr. Ursula Fortuna
1992	Ein Schlieremer erlebt Amerika	Kurt Scheitlin
1993	Aus der Geschichte der Gemeinde Schlieren zwischen 1914 und 1939	Heinrich Meier
1994	Von der «Lymhütte» zum chemischen Unternehmen – Ed. Geistlich Söhne AG	Philipp Meier und Heinrich Geistlich
1995	Das Kohlegaswerk der Stadt Zürich in Schlieren 1898–1974	Max Kübler
1996	Wir Kinder vom «Negerdorf»	Heidi und Kurt Scheitlin
	Landwirtschaftlicher Verein Schlieren, gegründet 1893	Rudolf Weidmann
1998	Schlieren während des Zweiten Weltkriegs	Heinrich Meier und Kurt Frey
1999	Leben und Wirken des Dr. Robert Egli, des langjährigen Arztes und Wohltäters	Eduard Böhringer
	Von Tüchlern, Rutengängern, Wasserschmökern und Schiebern.	
	Die Geschichte der Wasserversorgung von Schlieren	Karl Stoller
2000	Schlierens Orts- und Flurnamen	Dr. Alfred Egli
2001	Der Schlieremer Wald im Wandel der Zeit	Kurt Frey und andere Autoren
2002	«Feuer und Wasser» – Die Limmatkorrektion 1876-1912	Philipp Meier
	Die Geschichte der Feuerwehr Schlieren	Robert Binz und Angehörige der Feuerwehr
2003	3 Jubiläen: 50 Jahre Vereinigung für Heimatkunde Schlieren	Paul Furrer und Heiri Meier
	25 Schlieremer Jahrbücher	Heiri Meier und Kurt Frey
	Schlieren – 200 Jahre beim Kanton Zürich	Peter Suter
	Schlieremer Dorfgeschichte	Heiri Bräm und Rudolf Weidmann
	Schlierens 300-m-Schiessanlagen	Robert Binz
2004	Die Schule Schlieren im erneuten Wandel 1950–2000: Beiträge von ehemaligen Behörden- und Verwaltungsmitgliedern, Lehrkräften und Schülern	
2005	Schlieremer Quartiere, Rückblick und Erinnerungen	verschiedene Autoren
2006	Schlieren in den ersten Nachkriegsjahrzehnten	Heiri Meier
2007	Gotteshäuser und Wirtshäuser in Schlieren	Kurt Frey, Robert Binz, Philipp Meier
2008	Schlieren zwischen 1960 und 1990	Heiri Meier
2009	Ent-Sorgen	Peter Suter und andere Autoren
2010	Post in Schlieren	Peter Suter und andere Autoren
2011	ubi bene, ibi patria – Geschichten aus der Immigration	Philipp Meier

